Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM REICHSKRIEGSMINISTERIUM

1. JAHRGANG
Nr. 24
BERLIN
Zweite Oktober-Ausgabe 1937

EINZELPREIS
25 Rpf.
und Bestellgeld
ERSCHEINT
2 MAL MONATL.

ME 9939

In dieser Nummer berichten „Wehrmacht"-Korrespondenten über ausländische Manöver

Unsere Aufnahme zeigt englischen Kampfwagen im Gelände

Aufnahme: Associated Press Photo From London

RESERVE HAT RUH...



Bild links: Peinlich gesäubert werden die Monturen von den angehenden Reservisten auf die Kammer gebracht. Das »Zivil« tritt wieder in seine Rechte



Abschied von der Waffe. Voll Stolz zeigen die Reservisten ihren Nachfolgern den Kampfwagen, der ihnen zweite Heimat geworden war



Bild oben: Der Feldwebel gibt den jungen Reservisten letzte Ermahnungen mit auf den Weg

Aufnahmen Gronefeld (5)



Zum letzten Male an der Kasernenwache vorbei - - - dann zum Bahnhof „Nach Hause!“



Wehrmacht und Volk

Hunderttausende von jungen Deutschen haben in diesen Tagen die Kasernen verlassen, um wieder in ihren Beruf zurückzukehren. Sie haben zwei Jahre lang als Waffenträger der Nation dem Vaterlande dienen dürfen. Während ihres ganzen zukünftigen Lebens können sie stolz darauf sein, daß sie die ersten waren, an die der Ruf des Führers erging, in Durchführung der Allgemeinen Wehrpflicht den Dienst bei der Waffe zu tun. Der zur Entlassung gekommene Jahrgang ist in den Traditionen der alten Armee und Kriegsmarine sowie der Reichswehr erzogen und ausgebildet worden. Seine Mitglieder sind nun in die Heimat zurückgekommen und berichten in Familie und Freundeskreis von dem disziplinierten, aber männlichen Soldatenleben, das sie hinter sich haben. Es ist wieder so, wie damals vor dem Kriege, wenn der Reservist zu den Seinen zurückkehrte: der junge Soldat war in einer anderen Welt gewesen, in der die Blicke des ganzen Volkes auf ihn und sein Schaffen gerichtet waren. Er hat den Blick geweitet und hat das Waffenhandwerk gelernt, er hat Körper und Geist restlos in den Dienst der Allgemeinheit stellen dürfen. Er ist ausgeglichen und ein Mann geworden, er ist mit Stolz und Befriedigung darüber erfüllt, nun als vollwertiger Soldat seinen Mann stehen zu können. So ist der „gediente Mann" wieder wie einst bis zu einem gewissen Grade Mittelpunkt seines Kreises geworden. Er ist zwischen diesem seinem Kreise und der Wehrmacht für immer der Verbindungsmann, dessen hohe, ehrenvolle Mission es ist, in diesem Kreise als alter Soldat zu vermitteln, zu erziehen und zu erklären, kurz: helfen, das Verständnis für Wehrmacht und Wehrpflicht immer wieder zu beleben.

Das stärkste Erlebnis ihrer zu Ende gehenden Dienstzeit war für diese Soldaten das Herbstmanöver. Hier konnte jeder einzelne zeigen, was er gelernt hatte. Die heutige Kriegsführung stellt in wachsendem Maße den Wert der Persönlichkeit in den Vordergrund: Können, Wissen, Charakter und Entschlußfreudigkeit soll der junge Soldat auf dem Manöverfelde bewähren. Dieser Einsatz des einzelnen wie der Truppe geschieht im Manöver nicht mehr auf dem Kasernenhof oder in der Abgeschlossenheit des Truppenübungsplatzes, sondern vor der Öffentlichkeit, vor den Augen der Volksgenossen, die in diesem Jahre – in dem Gefühl des Glückes über die Sicherheit, die der Führer dem deutschen Volke wiedergegeben hat – die Herbstmanöver der Wehrmacht mit ganz besonderem Interesse verfolgten. Man kann sagen, daß für die vielen Millionen der Deutschen, in deren Wohnbereich die Herbstübungen der Wehrmacht sich vollzogen, die Manövertage echte Feiertage waren. Die alten Soldaten des Weltkrieges hatten Gelegenheit, Vergleiche zwischen einst und jetzt zu ziehen und sich über den frischen, aufgeschlossenen Geist der jungen deutschen Wehrmacht zu freuen, für die Jugend waren die Manöver mit all ihrem Drum und Dran, den marschierenden Kolonnen, den rasselnden Kanonen und heranbrausenden Fliegerschwärmen, ein herrliches, großes Erlebnis, das in ihnen die Vorfreude auf die eigene Soldatenzeit weckte. So stand kurz vor dem Abschluß seiner aktiven Dienstzeit der junge Soldat noch einmal ganz im Vordergrunde des öffentlichen Lebens der Nation. Das Interesse, die Freude und das Vertrauen des Zuschauers waren die sichtbare Erscheinungsform der völligen Verbundenheit zwischen dem deutschen Volke und seiner jungen starken Wehrmacht.

Auch wir, Verlag und Schriftleitung der Zeitschrift „Die Wehrmacht", sind in unserer Arbeit Zeugen dieser Verbundenheit geworden. Das vorliegende Heft beschließt das erste Jahr unseres Erscheinens. Der Erfolg unserer Arbeit ist größer, als wir es in unseren kühnsten Träumen hoffen durften. „Die Wehrmacht" ist heute nicht nur in den Kasernenstuben, sondern in ganz besonderem Maße auch bei den „Zivilisten" in Stadt und Land gern gesehen. Sie ist im Zeitraum von wenigen Monaten zu einer der größten deutschen illustrierten Zeitschriften geworden. Wir würden beim Abschluß des ersten Jahres unseres Bestehens diesen schönen Erfolg nicht buchen können, wenn nicht eben jene Verbundenheit zwischen Volk und Soldaten bestände, die die deutschen Menschen aufgeschlossener gemacht hat für die Notwendigkeit einer starken Landesverteidigung. Die ständig wachsende Verbreitung unserer Zeitschrift ist ein untrüglicher Maßstab für die Wiederkehr des alten soldatischen Geistes der Nation und für die wehrpolitische Erkenntnis des deutschen Volkes. Im Zeichen des Dienstes am deutschen Wehrgeist soll unsere Arbeit auch in dem nächsten Erscheinungsjahre stehen.

Dr. J.

Manöver bei

LEO EMMERICH, ROM

Nachdem wir im vorigen Heft über die deutschen Manöver eingehend berichtet haben, geben wir in der vorliegenden Ausgabe der „Wehrmacht“ einigen unserer auswärtigen Korrespondenten das Wort zu Mitteilungen über die Manöver anderer Staaten. An der Spitze bringen wir einen Bericht über die großen Übungen der uns befreundeten italienischen Wehrmacht, dann folgen Berichte aus Frankreich, England und der Tschechoslowakei.

PANZER LANDEN IN SIZILIEN

ITALIENS GRÖSSTE HERBSTÜBUNG

Ähnlich den deutschen Wehrmachtsmanövern lag auch den italienischen Manövern als *Thema die Abwehr einer feindlichen Landung auf dem Heimatboden* zugrunde. Der Krieg ist schon seit längerer Zeit im Gange. Da versucht der rote Gegner, der die See beherrscht, auf Sizilien zu landen. Der Versuch gelingt. Der Angreifer, begünstigt auch durch seine anfängliche Überlegenheit zur Luft, geht unter dem Schutz der Kanonen eines Kreuzergeschwaders, während zugleich seine Luftstreitkräfte gegen die schwachen Deckungstruppen des blauen Angreifers vorgehen, an Land. Und zwar im Südwesten der Insel bei Marsala und bei Mazzara.

Die wichtige, vielleicht wichtigste Frage, ob eine solche Landung — auf offener Reede und in seichten Küstengewässern — überhaupt zu verwirklichen ist, wird vorweg bejaht. Es bleibt als *strategisches Thema* nur die Frage zu beantworten, *ob der Gegner seine Anfangserfolge zur Eroberung der Insel ausweiten kann.*

Dem *Angreifer* stehen für seine Unternehmung *vier Divisionen*, davon *zwei effektiv* und zwei angenommen, und *eine Panzerbrigade* zur Verfügung. Die Streitkräfte des *Verteidigers* umfassen *drei Divisionen.*

Innerhalb der strategischen Aufgabe aber waren zwei Neuerungen auf taktischem Gebiet zu erproben, die Bildung der *Panzerbrigade* und der *„zweigleisigen“ Division*. Die Panzerbrigade, die schon in den vorjährigen Manövern in Kalabrien in Erscheinung trat, verfolgt nach einem Wort des Generals Pariani den Zweck, den Gegner „am Bohrpunkt“ anzugreifen und wenn möglich zu durchstoßen. Sie besteht aus einem motorisierten Regiment Bersaglieri und einem „Regiment Panzerwagen“ (schwere und leichte) und Begleitwaffen. Der Anlage des Manövers nach war sie in Sizilien natürlich dem roten Angreifer zugeteilt, da die Aufgabe des blauen Verteidigers im wesentlichen darin bestand, die Invasionstruppen abzuwehren und am weiteren Vordringen zu verhindern.

Die *zweigleisige Division*, die aus zwei anstatt drei Infanterie-Regimentern, einem Artillerie-Regiment, zwei Maschinengewehr-Bataillonen, zwei Tankabwehr-Kompanien und anderen Begleitwaffen und -diensten besteht, beruht auf der Erwägung, daß drei Infanterie-Regimenter vielleicht eine zu starke Belastung für die schnelle Beweglichkeit der Division seien. Die Tendenz geht noch darüber hinaus, und man erwägt die Möglichkeit, die Division auch noch von anderen nicht unbedingt notwendigen Begleitwaffen zu entlasten. Indem solche Einheiten zugleich dem Armeekorps überwiesen werden könnten, würde das *Armeekorps zu der großen Einheit* gestaltet werden.

Ein wichtiger Unterschied zwischen Angreifer und Verteidiger lag schließlich darin, daß die beiden effektiven *Divisionen des Angreifers motorisiert* waren. Entfaltungsgeschwindigkeit und Stoßkraft lagen mithin auf seiten der Invasionstruppen.

Die Landung bei Marsala und bei *Mazzara* (nur in Mazzara wurde das Landungsmanöver tatsächlich durchgeführt) erfolgte im Morgengrauen des 13. August. Aber erst am 16. August steht dem roten Angreifer das Gros seiner Streitkräfte zur Verfügung. Und die Panzerbrigade kann zum entscheidenden Stoß erst am 17. August einsetzen. Es hat immerhin vier Tage gedauert, bis die Landungsaktion vollständig durchgeführt ist und er seine volle Kraft entfalten kann. Aber auch der blaue Verteidiger hat sich erst sammeln müssen; er hat erst am 16. August zwei seiner Divisionen vereint, und die dritte Division steht ihm auch erst an dem Tage zur Verfügung, wo der Gegner seine Panzerbrigade in den Kampf wirft.

Sehr aktiv ist in der ersten Phase der Manöver die *rote Luftwaffe*, die wiederholt Straßen- und Eisenbahnknotenpunkte im Anmarschgebiet des Verteidigers unter Feuer nimmt. Die roten Luftstreitkräfte,



Radfahrabteilung der Bersaglieri beim Vormarsch in dem gebirgigen Manövergelände

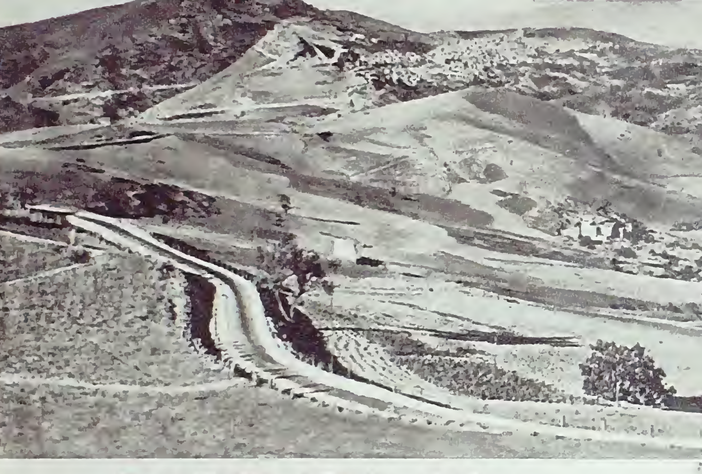
den Anderen

deren Basis an der afrikanischen Küste angenommen ist, verfügen aber nur über Jagdflieger, die später den schweren Bombern der blauen Verteidigung, die zum Teil aus den norditalienischen Flughäfen herbeieilen, nicht mehr gewachsen sind. So ist der blaue Verteidiger in der Lage, nachdem er zunächst in geschickt gewählten Verteidigungsstellen den Gegner aufgehalten hat, in der zweiten Phase der Manöver dem roten Angreifer durch seine Bombengeschwader erhebliche Verluste zu bereiten. Auf diese Weise verstärkt der Angreifer nicht eigentlich seine Kräfte, sondern er ersetzt die verbrauchten nur. Unter diesen Umständen kann am 16. August die blaue Verteidigung sich östlich und südöstlich von Salemi in breiter Front entgegenstellen. Aber noch hat der rote Angreifer eine Karte auszuspielen: seine zuletzt gelandete Panzerbrigade. Er setzt sie auf seinem rechten Flügel (Castelvetrano) gegen den linken Flügel des blauen Verteidigers ein, der sich im letzten Augenblick aber auch noch um seine dritte Division hat verstärken können und zum Generalangriff übergeht. Dadurch wird am 17. August nochmals eine Veränderung der taktischen Lage zugunsten des roten Angreifers herbeigeführt, aber es ist doch klar geworden, daß von nun ab die Blauen durch Verstärkung vom italienischen Festland und durch Aushebungen auf der Insel eine immer größere Überlegenheit gewinnen werden, so daß den Roten auf die Dauer nichts anderes übrig bleibt, als entweder den Rückzug auf die Schiffe anzutreten oder die Aktion durch immer neuen Nachschub über See weiterzufristen. Bei diesem Stand der Dinge wird das Manöver abgebrochen.

Drei Schlußfolgerungen werden aus dem Verlauf der Manöver gezogen: Sizilien kann auch gegen einen überraschend landenden und durch Anfangserfolge begünstigten Gegner mit Erfolg verteidigt werden. Die Panzerbrigade hat sich taktisch bewährt; ihre Daseinsberechtigung ist nach italienischer Auffassung damit erwiesen. Es wird nun die Frage aufgeworfen, ob diese Einheit nicht zu einer Panzerdivision erweitert werden soll. Das dritte Problem, das vom Marschall Badoglio im letzten Kapitel seines Abessinienbuchs schon aufgeworfen war, nämlich das der zweigleisigen Division, läßt sich heute noch nicht als gelöst ansehen.



Bild oben: Im großen Hauptquartier der sizilianischen Manöver. Der Duce beobachtet eine Truppenbewegung. Neben ihm der König, dahinter Kronprinz Humbert, neben der Karte Marschall Balbo



Die charakteristische sizilianische Landschaft, in der die italienischen Herbstmanöver stattfanden



Ein neuartiger italienischer Kampfwagen, der im diesjährigen Manöver versuchsweise eingesetzt wurde. Am Bug des Kampfwagens befindet sich eine Brücke, die durch eine auf dem unteren Bild sichtbare Hebelvorrichtung gesenkt werden kann. Mit Hilfe der Brücke kann der Kampfwagen sehr breite und tiefe Hindernisse überwinden

Aufnahmen: Archiv (2), Presse-Photo (3), Associated Press (1)

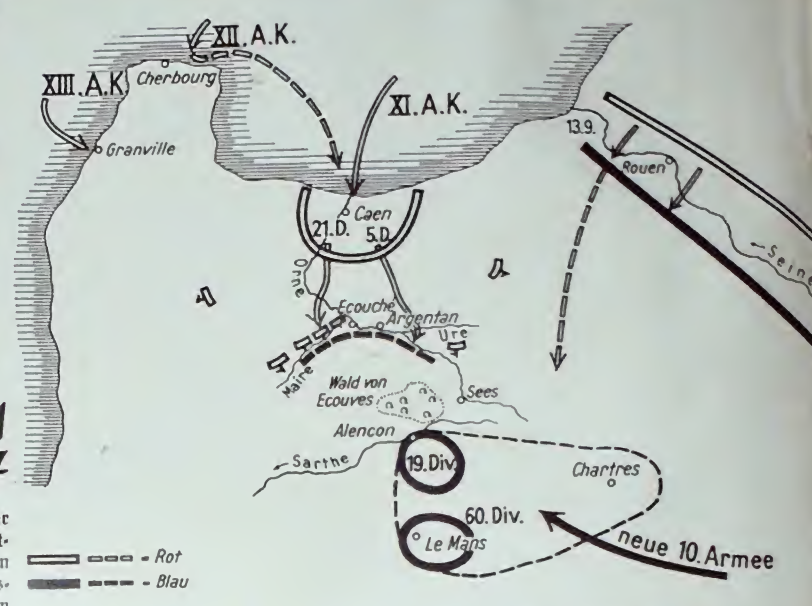
Manöver bei



HEINRICH BARON, PARIS

„KRIEG AN DER SEINE"

DIE FRANZÖSISCHEN MANÖVER 1937



Die diesjährigen französischen Manöver, die vom 14. bis zum 17. September westlich von Paris auf der Grenze zwischen der Normandie und der Bretagne stattfanden, haben im besonderen aus zwei Gründen die Aufmerksamkeit aller interessierten Kreise auf sich gezogen. Einmal wurde diesmal nicht nach einem vorher genau ausgearbeiteten Plan manövriert, sondern die Führer beider Parteien hatten in großem Umfange völlige Befehlsfreiheit. Damit unterschieden sich die Manöver grundsätzlich von allen, die nach dem Kriege Jahr für Jahr gemacht worden sind. Dann aber war diesmal auch die Zahl der Beteiligten außergewöhnlich stark. Mit 45 000 Mann, 6000 Pferden und 4500 Fahrzeugen war eine Truppenmacht zusammengezogen, wie sie in Frankreich bei einem Manöver noch niemals vereinigt gewesen ist.

Die Oberleitung einschließlich der Schlußkritik führte der Gouverneur von Straßburg, General Hering, Mitglied des Obersten Kriegsrats und deshalb vorgesehener Armeeführer im Kriegsfall. Die beiden Parteien setzten sich folgendermaßen zusammen:

Blau: Das IV. Armeekorps unter Führung des Generals Boris. Im einzelnen die 19. Infanteriedivision und als Korpstruppen ein Regiment schwerer Artillerie, ein Regiment leichter motorisierter Artillerie, das Kampfwagenbataillon 501, ein motorisiertes Maschinengewehrbataillon, eine Korpsaufklärungsabteilung, zwei Pionierkompanien, eine Nachrichtenabteilung, eine Fliegerabwehrabteilung und eine Trainkompanie.

Dazu kamen als Armeeflieger eine Jagdgruppe, eine Aufklärungsgruppe, eine Bombengruppe, und als Korpsflieger eine Gruppe zur Zusammenarbeit und ein Luftschifferbataillon sowie die dazugehörigen Bodenorganisationen.

Rot: Das XI. Armeekorps unter Führung des Generals Herrscher. Im einzelnen die 5. motorisierte Infanteriedivision und die 21. Infanteriedivision, und als Korpstruppen ein Regiment schwerer und ein Regiment gemischter Artillerie, die beiden Kampfwagenbataillone 503 und 509, eine Nachrichtenabteilung, eine Pionierabteilung mit einer Brückenkolonne, eine Fliegerabwehrabteilung, eine Trainkompanie. Dazu kamen als Armeeflieger eine Jagdgruppe und eine Aufklärungsgruppe und als Korpsflieger zwei Aufklärungsgruppen, die die Aufgabe der Zusammenarbeit hatten, eine Luftschifferabteilung, die über einen Motorballon verfügte, und die dazugehörigen Bodenformationen.

Im Verlaufe der Manöver erhielt die blaue Partei Verstärkung, und zwar zwei Bataillone des in Blois liegenden Infanterieregiments 131.

Sämtliche an den Manövern teilnehmenden Truppenteile sind in den Provinzen westlich von Paris beheimatet, hatten also keine allzu weiten Anmarschwege. Auf beiden Seiten bestand im übrigen ein gutes Drittel der eingesetzten Mannschaften aus Reservisten. Die von der Oberleitung ausgearbeitete Kriegslage (Skizze I) sah folgendermaßen aus: Während am Unterlauf der Seine eine rote und eine blaue Armee in harte Kämpfe verwickelt sind, und der rote Führer westlich von Rouen mit Macht den Flußübergang zu erzwingen versucht, hat Rot zur Unterstützung seines Angriffs an der normannischen und bretonischen Küste drei Landeversuche unternommen. Dem XI., roten, Korps ist die Landung bei Caen gelungen, ebenso dem XIII. Korps bei Granville. Dagegen sind die Landeversuche des XII. Korps bei Cherbourg gescheitert. Die Transportdampfer haben den Befehl bekommen, sich ebenfalls nach Caen zu begeben, wo das XI. Korps inzwischen einen festen Brückenkopf ausgebaut hat. Der Führer dieses Korps hat die eine Division, die 5., nordwestlich, und die andere, die 21., südwestlich von Caen aufmarschieren lassen. Seine beiden Aufklärungsabteilungen stehen nördlich und südlich seiner zwei Divisionen. Blau hat von den Absichten des Gegners Nachricht erhalten und gruppiert in aller Eile im Raume zwischen Alençon, Le Mans und Chartres eine neue, die X. Armee. Den Kern dieser Armee sollen die 19. und die 60. Division bilden. Die 19. Division erhält den Auftrag, die Versammlung der Armee zu decken, und zu diesem Zwecke in Anlehnung an das beherr-



I./J.R.8
1 Batl. Kpfw.
1 l. Art. Abt.
A.A.5
Orne
21. Div.
5. Div.
Div. A.A.21
Vigny
Don
Marmouillé
Mortrée
Rânes
Montmerci
Sées
Gegenangriff am 17. vorm.
417
Carronges
Carr
Rot
Blau



General Ladurien erklärt Frankreichs Manövergast, dem britischen Kriegsminister Hore-Belisha, und dem französischen Kriegsminister Daladier das Manöverproblem

Aufnahmen: Weltbild (2), Hoffmann (1)

den Anderen

schende und waldreiche Höhengelände von Ecouves den Vormarsch des Gegners hinhaltend kämpfend zu verzögern. Rot ist am 12. und 13. September kräftig vormarschiert und trifft am 14., dem ersten Manövertag, auf die vorgeschobenen Kräfte von Blau, die den Orneabschnitt bei Ecouché und Argentan besetzt halten. Das Gelände eignet sich ausgezeichnet für die Verteidigung. Es gleicht ein wenig unserem holsteinischen Weideland. Große flache Wiesen sind von dichten Hecken eingezäunt, zwischendurch decken kleine Wälder die Sicht und verwitterte Mauern ermöglichen immer wieder ein Sammeln der zurückweichenden blauen Truppen.

Als Rot am Morgen des 14. September den Angriff beginnt, kann Blau die beiden Brückenköpfe von Ecouché und Argentan nicht lange halten. Es hat sowieso nur schwache Kräfte auf dem westlichen Ufer der Orne stehen, zwei Bataillone Infanterie, verstärkt durch zwei Abteilungen leichter Artillerie und einer 10-Zentimeter-Batterie. Rot dagegen hat seine 21. Division in breiter Front westlich von Ecouché und die 5. Division ostwärts von Argentan aufmarschieren lassen (Skizze II). Es gelingt der 21. Division in den Mittagsstunden, die Orne zu überschreiten, während die 5. Division härter zu kämpfen hat und erst am Abend des gleichen Tages den Bach Ure gewinnt, nicht aber auch schon die Übergänge über die Orne. Der Raum zwischen Ecouché und Argentan ist bei Beginn der Kampfhandlungen von dem roten Führer ausgespart. Ziemlich in der Mitte zwischen beiden Ortschaften befindet sich seine Korpsartillerie. Die 21. Division setzte am Nachmittag des 14. September ihren Vormarsch fort und konnte am Abend den Mairebach überschreiten. Die beiden Aufklärungsabteilungen sind rechts der 21. und links der 5. Division eingesetzt. Am Abend erfahren noch beide Führer, daß es dem roten Gros gelungen ist, seineabwärts von Rouen den Stromübergang zu erzwingen. Nach der Anlage des roten Angriffs gewinnt der blaue Führer die Überzeugung, daß das Ziel seines Gegners Alençon ist. Er ist sich aber völlig im unklaren darüber, ob Rot nördlich oder südlich den beherrschenden und nur schlecht durchschreitbaren Wald von Ecouves umgehen wird.

Am Morgen des 15. September läßt der rote Führer Brücken über die Orne bei Argentan und Ecouché schlagen. Der blaue Gegner hat diesen Abschnitt in der Nacht völlig geräumt und sich auf eine neue Verteidigungslinie zurückgezogen, die entlang des Donbaches an den Westabhängen des Waldes von Ecouves über Brigny bis Rânes verläuft.

Die rote Armeeleitung erfährt, daß der Angriff des roten Gros auf dem Südufer der Seine flott vorwärtsschreitet. Sie erläßt darauf den Armeebefehl, daß das XI. Korps auf Sées vorzustoßen habe. In Ausführung dieses Befehls greift die 21. Division Rigny an und nimmt bis zum Abend des 15. September das Dorf ein. Die 5. Division, die den abziehenden blauen Verteidigern über die Orne gefolgt war, dreht ihren Angriff in Richtung flußaufwärts ab, dringt aber nicht durch, sondern bleibt vor Mortrée liegen. Die blaue Armeeleitung erläßt den Befehl an die 19. Division, den Abschnitt Don—Brigny—Rânes unter allen Umständen zu halten.

Am 16. September läßt der rote Führer den Angriff auf Sées weiterführen. Der Schwerpunkt liegt jetzt völlig auf seinem linken Flügel bei der 5. Division. Zu ihrer Unterstützung schickt er ein Bataillon Kampfwagen, und hinter den Divisionsabschnitt wird die gesamte Korpsartillerie zu ihrer Unterstützung aufgestellt. Um den blauen Gegner in der Flanke zu fassen, wird hinter dem Don aus dem 1. Bataillon des Infanterie-Regiments 8, verstärkt von einem Bataillon Kampfwagen, eine Abteilung leichte Artillerie und aus den Aufklärungstruppen der 5. Division ein besonderes Detachement aufgestellt, das den Angriff auf Sées der 5. Division unterstützen soll. In der Nacht vom 15. bis 16. September unterbricht dann wegen des allzuschlechten Wetters die Oberleitung die gesamte Übung auf einige Stunden, was von allen Truppenteilen lebhaft begrüßt wird. Am Morgen des 16. September beginnt der rote Führer den befohlenen Angriff auf Sées mit einer mehrstündigen Artillerievorbereitung. Der entscheidende Stoß soll um 14 Uhr beginnen. Er traf zwischen Mortrée und Montmerci zunächst auf einen kleinen Bach, der erst von der Infanterie erobert werden mußte, bevor die 5. Division die ihr zur Verfügung stehenden Kampfwagen zum Einsatz bringen konnte. Dann aber drang der Angriff durch, und Rot erzielte einen Geländegewinn von etwa drei Kilometern. So entstand in der blauen Front ein Sack. Die 21. Division erweiterte in ihrem Kampfabschnitt diese Ausbuchtung bis an die Tore des Dorfes Montmerci heran, und dem oben gekennzeichneten Detachement gelang der Übergang über den Don an zwei Stellen westlich und östlich von Marmouillé. Dort aber blieb der Angriff stecken, weil nunmehr die Verteidigung gleich stark war und das Kampfwagenbataillon wegen der Schwierigkeiten des Geländes nicht zum Einsatz gebracht werden konnte. Der blaue Armeeführer hielt auch nach diesen Vorgängen an seinem Befehl fest, die Linie Don—Brigny—Rânes zu halten. Unter diesen Umständen entschloß sich Blau, am 17. September südöstlich von Montmerci einen Gegenangriff zu unternehmen. Es zog in der Nacht vom 16. zum 17. September zu diesem Zweck in der Nähe des genannten Ortes vier Bataillone zusammen, darunter zwei vom Infanterie-Regiment 131, die zur Verstärkung aus Blois herangezogen waren und an den Kämpfen bis dahin noch nicht teilgenommen hatten. Zu diesen vier Bataillonen trat dann noch das Bataillon Kampfwagen, über das der blaue Führer verfügte.

Eine 7,5-cm-Haubitze in Stellung

Am Morgen des 17. September brach dieser Angriff, sehr geschickt verschleiert, los. Er traf den roten Gegner gerade an der Verbindungsstelle der 5. und der 21. Division und gewann schnell Boden, da Rot ihn, völlig unvorbereitet, nicht erwartet hatte. Es gelang den blauen Truppen, am Mittag das Dorf Mortrée zurückzuerobern und damit beinahe den ganzen Geländegewinn der roten Truppen vom 16. September wieder auszugleichen. Bei diesem Stande der Übung wurde das Signal zum Einstellen des Feuers gegeben.

Das ist in großen Umrissen der Ablauf der diesjährigen französischen Manöver. Für die vielen ausländischen Militärattachés, die ihrem Verlauf folgen konnten, waren noch die umfangreichen Sprengarbeiten von besonderem Interesse, die die blaue Verteidigung am 13. September bereits in dem Gelände, das preisgegeben werden mußte, vorgenommen hatte. Dabei wurde besonders beachtet, daß ganze Geländeflächen von der blauen Pioniertruppe unter Hyperit-Gas gesetzt worden waren. Diese Maßnahmen fanden um so mehr Interesse, als in ihnen ein Beweis dafür erblickt werden mußte, daß der französische Generalstab in der Anwendung von Gas ein Kriegsmittel sieht, auf das er nicht verzichten will. Im Zusammenhang mit der Tatsache, daß die französische Regierung ein internationales Abkommen über das Verbot von Gas im Kriegsfall ratifiziert hat, soll dieser Vorgang nicht unerwähnt bleiben.

Die Flieger haben bei den Manövern auf beiden Seiten keine besondere Rolle gespielt. Der Grund dafür war das schlechte Wetter. Es regnete beinahe an allen Manövertagen, und die Wolken hingen bis dicht über dem Erdboden. Lediglich die blauen Bomber konnten einen größeren Auftrag durchführen. Es gelang ihnen, den für die roten Flieger besonders bedeutsamen Flughafen Dauville völlig zu zerstören. Von ihrer Heimatbasis Chartres aus flogen sie über den Wolken bis auf das offene Meer, kehrten dann zurück und griffen, plötzlich durch die Wolkendecke hindurchstoßend, den Flughafen an. Die dort stationierten roten Fliegerabwehrkräfte waren derart überrascht, daß sie erst zum Schuß kamen, als die blauen Bomber bereits die schützenden Wolken wieder unter sich hatten. Die Vorbereitung und Durchführung dieses Angriffes zeigten mit größter Deutlichkeit, welche überragende Rolle für solche Unternehmen der Meteorologe hat. In den frühen Morgenstunden des 16. September sagte nämlich der blaue „Wetterfrosch" bestimmt für die Mittagsstunde Sonnenschein voraus. Und in der Tat, als die blauen Flieger pünktlich um 1 Uhr über dem Flughafen Dauville erschienen, war die Erdsicht soweit aufgehellt, daß der Angriff erfolgreich durchgeführt werden konnte. Auf beiden Seiten wurden im übrigen für die Beobachtung und als Ersatz für den Fesselballon Schraubenflugzeuge verwendet. Am 14. September nachmittags erfolgte der in der französischen Presse vielbeachtete Fallschirmabsprung von etwa 30 mit Maschinengewehren ausgerüsteten Fliegerinfanteristen. Diese wurden von drei Transportflugzeugen hinter der roten Front abgesetzt und hatten den Auftrag, den Gefechtsstand der 5. Division auszuheben. Die Anschauungen darüber, welcher Wert in einer solchen Formation steckt, sind nach wie vor geteilt. Die Übung hat die vielen Skeptiker nicht vom Gegenteil überzeugen können. Die gelandeten Einheiten verschwanden für mehrere Stunden aus dem Sichtbereich der Zuschauer, und es hieß hinterher, daß sie das Feuer auf den Divisionsstab hätten eröffnen können. Dieser freilich war auf ein solches Unternehmen eingerichtet und wehrte sich erfolgreich.

Mit besonders großem Interesse ist sonst noch die Tätigkeit des sogenannten Benzingenerals beobachtet worden. Denn neben vielem anderen sollte bei diesem Manöver auch einmal unter Beweis gestellt werden, wie hoch der Brennstoffverbrauch einer kriegsmäßig operierenden Division ist. Obwohl die Tanks und die Flieger bei dem Manöver keine ausschlaggebende Rolle spielen konnten — die einen wegen der Eigenart des Geländes und die anderen wegen des Wetters —, lag der tägliche Benzinverbrauch bei jeder Partei über 85 000 Liter. Die Sicherung der Benzinlager und des Transports war eine Spezialaufgabe, die als voll gelöst betrachtet werden muß.

(Fortsetzung Seite 32)



Ein kombinierter Infanterie-Kampfwagenangriff

VOR 20 JAHREN:

Die Eroberung der Baltischen Inseln

Von Staatsrat und Korvettenkapitän a. D. Dr. L. Kiep,

damals Admiralstabs- und Flotten-Navigationsoffizier

Punktierte Flächen = Minenfelder, D = deutsche R = russische.
ooo = deutsche Minensperren xxxx = Netzsperren.
.... = russische " " . = Feindl. Batterien.

GELEITWORTE:

v. Levetzow, Konteradmiral a. D., Preuß. Staatsrat, derzeitiger Chef des Stabes des Flottensonderkommandos:

Mobile, 5. August 1864: Auf die Meldung „Seeminen voraus" lautete sofort Admiral Farraguts kurzer Befehl: „Damn the torpedos, full speed ahead!"

Sein gut vorbedachtes und richtig eingeleitetes Unternehmen war wegen seines geschickten und äußerst tatkräftigen persönlichen Eingriffs im gefährlichsten Augenblick von glänzendem Erfolg gekrönt. Admiral Farragut hatte gezeigt, daß er hölzerne Schiffe voll Männern mit eisernen Herzen richtig zu verwenden wußte.

Und: Ösel, 12. Oktober 1917, wo Admiral Ehrhard Schmidt im selben Geiste handelte, als er die deutsche Flotte, um den Weg für die Landung unserer Truppen freizumachen, durch die ausgedehnten russischen Minenfelder nach der Tagga-Bucht auf Ösel und später durch die Engen, an schwersten feindlichen Batterien vorbei, in den Rigaschen Meerbusen führte.

Auf dem Vormarsch nach Ösel trat um Mitternacht vom 11./12. Oktober eine Stockung bei den Suchflottillen ein, die kritisch zu werden und die rechtzeitige Ausschiffung des Vortrupps und damit das die Grundlage des Unternehmens bildende Element der Überraschung in Frage zu stellen drohte: Ohne Zögern erteilte Admiral Schmidt den an der Spitze der Flotte stehenden Minensuchflottillen den Befehl: „Sofort Raum geben für die Flotte, Gerät aufnehmen". Das Risiko, mit der Flotte den Rest des Weges ohne jede Sicherung gegen Minen durchzuhalten, nahm der Admiral verantwortungsfreudig auf sich; auch mit der Preisgabe einzelner Schiffe und Fahrzeuge schien ihm die Eroberung der baltischen Inseln nicht zu teuer erkauft.

Würdig des großen Feldherrn, dessen Namen das stolze Flaggschiff trug, hat vor dem Unternehmen die Führung viel und lange gewägt, in der zuckenden Stunde der Entscheidung hat sie schnell und kühn gewagt, — so ist der Siegespreis errungen worden.

Die dem Unternehmen durch den Obersten Kriegsherrn gezollte Anerkennung wurde mit den Worten eingeleitet:

> „Generalfeldmarschall von Hindenburg meldet mir, daß bei der Wegnahme der Inseln Ösel, Moon und Dagö die Zusammenarbeit von Armee und Marine in denkbar vollkommener Weise zum Ausdruck gekommen sei."

Admiral Ehrhard Schmidts wagende Tat bildet ein nie welkendes Lorbeerblatt im Ruhmeskranze der deutschen Marine.

v. Tschischwitz, General der Infanterie a. D., seinerzeit Chef des Generalstabes des Landungskorps:

Dem Führer des Landungskorps, General der Infanterie von Kathen, gebührt das Verdienst, daß er mit seinem Entschluß und seinen Anordnungen ganze Arbeit machen, d. h. nicht bloß Ösel erobern, sondern die Inselbesatzung gefangennehmen wollte.
Für diesen Zweck seine 42. Infanteriedivision rechtzeitig eingesetzt und zum vollen Erfolg geführt zu haben, bleibt der Ruhm des Generalleutnants von Estorff.

Am 12. Oktober jährte sich zum 20. Male der Tag, an dem deutsche Feldgraue und Blaujacken in der Tagga-Bucht auf Ösel landeten. Rund 35 000 Matrosen und 25 000 Feldgraue, 60 000 Mann im ganzen, schwammen in der vorhergehenden eiskalten, dunklen Oktobernacht mitten zwischen den dichten Minenfeldern, die im Laufe des Krieges von Deutschen und Russen ausgelegt worden waren. Über 400 000 Deplacements-Tonnen an Kriegsschiffen und 154 000 Brutto-Register-Tonnen an Handelsschiffsraum hatte sie getragen. Das Unternehmen war die größte kombinierte Kriegshandlung von Land- und Seestreitkräften, die die Geschichte der Neuzeit kennt.

Die Eroberung der baltischen Inseln ist in trefflichster Weise von dem damaligen Chef des Stabes der beteiligten Armeetruppen, Obersten, jetzt General der Infanterie von Tschischwitz, in seinem Buche „Blaujacken und Feldgraue gen Ösel" geschildert worden. Im nachstehenden soll mehr auf die Vorbereitung der ganzen Operation eingegangen werden, denn ebenso wie bei politischen Konferenzen und Theateraufführungen wird das meiste festgelegt, beschlossen und eingeübt, bevor der Vorhang steigt, die Operation beginnt!

Am 11. September 1917, also mehr als einen Monat vor Beginn des Unternehmens, fand eine Sitzung im Admiralstab der Marine in Berlin statt, zu der der Chef des Stabes des Oberbefehlshabers der Ostsee, Prinz Heinrich von Preußen, und vom Kommando der Hochseestreitkräfte Kapitän zur See von Levetzow, Korvettenkapitän Dietrich Meyer und ich befohlen waren. Die Armee hatte die Forderung gestellt, daß Ösel und Moon besetzt werden sollten. Für die Landung kam eigentlich nur die im Norden gelegene Tagga-Bucht in Frage. Wenn die Landung gelingen sollte, mußte sie überraschend im Morgengrauen erfolgen, der Anmarsch also während der Nacht. Die Insel Ösel war im Süden und Norden außerordentlich stark befestigt. Es hieß also mit einer großen Kriegs- und Transportflotte bei Nacht durch die deutschen und russischen Minenfelder hindurchzufahren ohne navigatorische Hilfsmittel irgendwelcher Art. Daß gegen eine solche Unternehmung die allergrößten Bedenken bestanden, ist selbstverständlich, und Kapitän von Levetzow, Dietrich Meyer und ich haben uns zur Übernahme der Verantwortung vielleicht letztlich nur deswegen entschieden, weil wir es mit Recht als unmöglich betrachteten, daß die Marine bei Vorhandensein einer Gelegenheit zu einer großen Operation erklärte, sie könne sie nicht durchführen. Nachdem so klargestellt war, daß das Unternehmen durchgeführt werden könne, entstanden Schwierigkeiten wegen des Oberbefehls. Es war selbstverständlich, daß wir von der Marine wünschten, daß der Oberbefehl in den Händen des Großadmirals Prinz Heinrich läge, der den Oberbefehl in der Ostsee führte. Bei dem großen Risiko des Ganzen und den Erfahrungen, die wir bei den beiden Einfällen in den Rigaer Meerbusen im Jahre 1915 gemacht hatten, war es aber ebenso selbstverständlich, daß der Befehlshaber, der die Unternehmung zur See auf der Brücke seines Flaggschiffes führte, in seinen Entschlüssen völlig frei sein und daß jede Einschränkung dieser Freiheit die bedenklichsten Folgen haben müsse. Nachdem auch über diese Frage Klarheit geschaffen war,



Die Kreuzer „Straßburg" und „Augsburg" sichern die Truppentransporte nach Ösel

fuhren wir zur Flotte zurück, mußten aber am 13. September schon wieder in Berlin sein, um an weiteren Besprechungen in Gegenwart des Großadmirals Prinz Heinrich teilzunehmen. Es ergaben sich auch gewisse Schwierigkeiten mit dem Marinekabinett, da man die Operation für zu riskant hielt.

Am 15. September erfolgte eine Besprechung mit dem Obersten Wetzell, der im Auftrag des Generals Ludendorff den Entwurf einer Allerhöchsten Kabinettsorder vorlegte, durch die der Oberbefehl dem General von Huitier, Oberbefehlshaber des Armee-Oberkommandos 8, übertragen wurde. Hiermit war diese Frage entschieden, und am folgenden Tage fand die abschließende Besprechung im Admiralstab statt. Der Stab des Unternehmens wurde zusammengestellt, bestehend aus dem Kapitän zur See von Levetzow als Chef des Stabes und Dietrich Meyer, Tegtmeyer, Firle und mir als Admiralstabsoffizieren. Mir wurde als Arbeitsgebiet übertragen die Überführung und Landung sowie die Navigierung. Als Flottenchef war in Aussicht genommen der Chef des 1. Geschwaders, Vizeadmiral Ehrhard Schmidt. Am folgenden Tage, dem 17. September, fand Vortrag beim Kaiser statt, der aber die Unternehmung nur vorläufig genehmigte. Am 18. September wurde das Unternehmen mit dem Obersten Hoffmann, Stabschef von Ober-Ost, durchgesprochen, der auch gewisse Bedenken hatte, aber meinte, wenn die Unternehmung mißglücke, dann werde man durch Funkentelegraphie verbreiten, daß nie ein deutsches Kriegsschiff vor der Tagga-Bucht gewesen wäre und die Russen sich ebenso geirrt hätten wie seinerzeit auf der Doggerbank!

Am gleichen Abend fuhren wir Offiziere des Stabes nach Libau und hatten unterwegs in Memel eine Besprechung mit dem Korvettenkapitän Kaulhausen des Sperrverbandes der Ostsee. In Libau erwartete uns das schlechteste Wetter mit Sturm, Regen, Kälte und Gewittern. Am 20. September wurde die Allerhöchste Kabinettsorder erlassen und Admiral Schmidt zum Chef des Flottenverbandes für Sonderunternehmung ernannt. Es folgten arbeitsame Tage zusammen mit den Herren der Armee, insbesondere dem Obersten von Tschischwitz. Am 22. September wurde die Forderung gestellt, daß gleichzeitig mit dem Vorgehen der Armee gegen die Hauptstadt Ösels, Arensburg, ein Eindringen der Flotte mit Großkampfschiffen in den Rigaer Meerbusen erfolgen müsse. Diese Forderung bedeutete, daß die Unternehmung nicht eher beginnen konnte, als bis ein Großschiffahrtsweg durch die vielen Minensperren in den Rigaer Meerbusen geschaffen war. Dies wiederum war abhängig von einer Wetterlage, die Minensuchen zuließ und die andererseits dem großen Panzerturm auf Zerel nicht erlaubte, das Minensuchen durch sein Artilleriefeuer zu verhindern. Das Wetter machte uns einen argen Strich durch die Rechnung.

Am 23. September trieb die Transportflotte im Hafen von Libau, und immer wieder und wieder mußte das Minensuchen abgebrochen werden wegen schwerer See. Vom Großen Hauptquartier wurde täglich mit dem Verbindungsoffizier, Major von Rauch, telephoniert und gedroht, daß die Truppen wieder nach dem Westen zurückbefördert werden müßten, wo sie dringend gebraucht würden. Auch Exz. von Huitier, der am 2. Oktober die Transportflotte besichtigte, drängte auf Beschleunigung. Dies war um so notwendiger, weil der Winter mit seiner Vereisung bevorstand, die nicht nur das Unternehmen, sondern auch die Verproviantierung der auf Ösel gelandeten Truppen für den Winter unmöglich machen würde. Am nächsten Tage bereits mußten aber die auf die Transportflotte eingeschifften Truppen wieder ausgeschifft werden, weil noch gar nicht vorauszusehen war, wann das Unternehmen durchgeführt werden könnte. Endlich sprang am Montag, dem 8. Oktober, der Wind auf Südost um und ließ dann nach. Es wurde kälter, und die Meteorologen von Libau sagten einige Tage ruhigeres Wetter voraus. Der Einschiffungsbefehl wurde gegeben und der 11. Oktober als erster Operationstag bestimmt. Als die ungeheuere Flotte den Hafen von Libau verließ, regnete es in Strömen.

Zwei Tage vor der Ausfahrt besuchten uns der Hochseechef Admiral Scheer und sein Chef des Stabes Admiral von Trotha, die beiden Männer, die auf ihren Schultern die Verantwortung für die Durchführung des U-Boot-Krieges trugen. Ohne Zögern hatten sie das sehr große Risiko auf sich genommen, die Nordsee ihrer stärksten Geschwader zu entblößen.

Die Tagga-Bucht hatte nur durch Flieger und U-Boote aufgeklärt werden können, weil wir sonst das Unternehmen verraten hätten. Auch der Weg dorthin hatte aus dem gleichen Grunde nicht auf Minen abgesucht werden können. Die Meldungen gingen dahin, daß vor der Tagga-Bucht keine Minensperre liege. Auf dem nächtlichen Marsch, der mitten durch die großen Minenfelder westlich Ösel führte, waren wir darauf angewiesen, die als Kursänderungsmarken erforderlichen Feuerschiffe (Fischdampfer) auf dem Vormarsch mit nach Land zu abgeblendeten Lichtern selber



Vizeadmiral Schmidt, Leiter der Öselunternehmung, Eroberer der baltischen Inseln, die er gemeinsam in ausgezeichneter Zusammenarbeit mit der Armee bezwang

auszulegen. Irgendwelche Leuchtfeuer oder Bojen zur Orientierung gab es nicht. Als einzige Sicherung fuhr die 2. Minensuchflottille unter Korvettenkapitän Max Doflein mit ausgebrachtem Gerät voraus, und vor dieser stand wieder die Flottille Rosenberg, die aus ganz kleinen Fahrzeugen bestand. Die geringe Geschwindigkeit der Flottille Rosenberg nötigte dazu, sie mit weitem Abstand vorausfahren zu lassen, wodurch der Nutzen des Minensuchens naturgemäß wesentlich beeinträchtigt wurde. In dieser Sachlage hatte man sich dazu entschließen müssen, das Flottenflaggschiff S. M. S. „Moltke" statt an der Spitze der schweren Streitkräfte in deren Mitte aufzustellen.

In der Nacht ging zunächst alles gut bis auf die Notwendigkeit, wiederholt mit der Geschwindigkeit herunterzugehen, um den Abstand von den vorausfahrenden Minensuchstreitkräften zu halten. Durch die großen Minenfelder waren wir glücklich hindurchgekommen, obwohl gegen Mitternacht das Wetter sich wesentlich verschlechtert hatte. Auf dem östlichen Kurs, der uns vor die Tagga-Bucht führte, gerieten wir gegen 2 Uhr vormittags im Regen in die vorausfahrenden Minensuchflottillen, die ihrerseits wieder in die Flottille Rosenberg hineingefahren waren, und mußten stoppen. Eine schwere Entscheidung war jetzt durch den Flottenchef, Admiral Schmidt, zu treffen. Das Unternehmen beruhte auf Überraschung. Um 3 Uhr morgens mußten wir vor der Tagga-Bucht stehen, damit die Landung im ersten Morgengrauen eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang erfolgte.

Niemand wußte, ob der Weg bis dahin minenverseucht war oder nicht. Der Flottenchef, Admiral Schmidt, zögerte aber keinen Augenblick, sondern erteilte den Befehl: „Fahrt durchhalten, FT-Signal an die Minen-



Die ersten Soldaten und die Bagage werden vor Ösel ausgeschifft

sucher: Sofort Raum geben für die Flotte, Gerät aufnehmen!" Es ergab sich ein eigenartiges Bild! Alle die zahllosen Fahrzeuge mußten nach achtern Licht zeigen, das naturgemäß nach Land zu abgeblendet war, und wir befanden uns auf einmal in einem Meer von Lichtern. Es galt jetzt, unter all den Lichtern dasjenige des U-Bootes zu finden, welches vor der Tagga-Bucht tagsüber auf dem Meeresboden gelegen hatte und jetzt an die Oberfläche gekommen war, um den Punkt zu bezeichnen, von dem aus die leichten Streitkräfte, welche die Landung durchführten, in die Tagga-Bucht hineinsteuern sollten. Durch das viele Stoppen hatte der Wind uns stark nach Norden versetzt, so daß wir statt dreiviertel Meile über vier Meilen von dem Punkt „Weiß" entfernt waren, wo das U-Boot ein weißes Licht, nach Land zu abgeblendet, mit einer Unterbrechung von drei Sekunden alle sechs Sekunden zeigte. Die Spitze war an dem Licht vorbeigefahren, und ein schwerer Stein fiel mir vom Herzen, als ich es gefunden hatte und der Flottenchef den FT-Befehl zum Ankern des Verbandes geben konnte. Alles ging planmäßig vor sich, nur daß S. M. S. „Bayern" angeblich ein U-Boot sichtete, zu früh Feuer eröffnete und daraufhin die gesamte Beschießung angeordnet werden mußte. Die Russen erwiderten zwar nicht sofort, aber Fort Hundsort feuerte drei Salven auf das Flaggschiff, die deckend lagen, um dann aber zu verstummen.

Nachdem die Landung geglückt war, sollte der Befehl zum Einlaufen der Transportflotte und aller Streitkräfte gegeben werden, als der kleine Dampfer „Korsika" auf Minen lief, ohne allerdings unterzugehen. Die Minensucher erhielten Befehl, vor der Bucht abzusuchen, und es wurde festgestellt, daß vor der Bucht eine Minensperre lag ohne jede Sperrbezeichnung und mit einer einzigen Lücke, durch die völlig zufälligerweise der Kurs durchführte, den ich in Libau am Schreibtisch aus navigatorischen Gründen gewählt hatte. Es ist aber wohl anzunehmen, daß die Lücke aus den gleichen navigatorischen Gründen an dieselbe Stelle gelegt worden ist.

Um 8 Uhr morgens lief die Transportflotte unter Führung des Kapitäns zur See v. Schlick ein und begann sofort mit der Ausschiffung. Um 12 Uhr mittags lag die ganze Flotte in der Tagga-Bucht zu Anker. Am folgenden Tage, dem 13. Oktober, mußte die Ausschiffung vorübergehend unterbrochen werden, weil ein derartiger Sturm wehte, daß selbst in der Tagga-Bucht keine Boote fahren konnten. Überhaupt entwickelte sich die Situation so, daß wir gleich stark den Augenblick herbeisehnten, wo wir aus der Tagga-Bucht, die völlig ungeschützt ist gegen alle nördlichen Winde, wieder weg können, wie vorher, daß wir endlich in sie einlaufen könnten! Bereits am 16. Oktober konnte die Hälfte der Transportflotte nach Libau zurückgeschickt werden, und am 17. Oktober folgte der Rest nach Arensburg, das inzwischen von den Truppen besetzt worden war. Bereits am 15. waren Marinetruppen auf der Südspitze von Dagö gelandet, und der Befehlshaber der Sicherung der Tagga-Bucht, Konteradmiral Hugo Meurer, der spätere Befreier Finnlands, übernahm auch die Sicherung des Söela-Sundes zwischen Ösel und Dagö. Durch diesen Sund waren die leichten Streitkräfte unter Commodore Heinrich in das Kassarwiek eingedrungen und hatten den russischen Zerstörer „Grom" gekapert, auf dem wir eine Seekarte mit den russischen Minensperren im Rigaer Meerbusen fanden. Der Inhalt wurde sofort funkentelegraphisch an den Admiral Behncke weitergegeben, der mit dem 3. Geschwader in den Rigaer Meerbusen einbringen sollte. Eine Übersendung der Originalkarte schien bedenklich, da viele der ausgelegten Feuerschiffe, die den Weg nach Süden bezeichneten, schon am 13. durch den Sturm abgetrieben worden waren. Die Kaperung dieser Seekarte hat wesentlich zur Vernichtung des russischen Linienschiffes „Slawa" beigetragen, da sie Exzellenz Behncke den plötzlichen Vorstoß und Feuerüberfall ermöglichte. Tapfer kämpfend ist die „Slawa" untergegangen. Das 4. Geschwader unter Admiral Souchon hatte inzwischen die Befestigungen von Zerel niedergekämpft. Von der Armee war in raschem Vorgehen die Insel besetzt worden. Schwere Kämpfe ergaben sich noch an dem Steindamm, der Ösel und Moon verband. Die Torpedoboote in der Kassarwiek halfen von Norden, die in den Rigaer Meerbusen eingedrungenen Streitkräfte des Admirals Behncke, darunter der kleine Kreuzer „Kolberg", halfen durch ihr Artilleriefeuer von Süden und die Boote der Flottille Rosenberg in unmittelbarer Nähe des Steindamms, so daß der Übergang erkämpft gelang und bald sämtliche Befestigungen niedergekämpft waren und die gesamte Besatzung der Inseln sich dem General von Kathen, der die Landstreitkräfte befehligte, ergab.



Nach erfolgter Landung auf Ösel überbringt ein Wasserflugzeug wichtige Meldungen

Fot.: Kriegs-Marine-Sammlung (4)

Ungeheure Mengen an Artillerie, Munition und Vorräten fielen in unsere Hand. Der große Führer unseres Vaterlandes im Weltkrieg, Generalfeldmarschall von Hindenburg, schreibt in seinem Werk „Aus meinem Leben" von der Ösel-Unternehmung wie folgt: „Die Operation gegen Ösel zeigt die einzige völlig gelungene Unternehmung beider Parteien in diesem Kriege, soweit es sich um ein Zusammenwirken von Heer und Flotte handelte. Die Verwirklichung des Planes wurde anfänglich durch ungünstiges Wetter derartig in Frage gestellt, daß wir schon daran dachten, die eingeschifften Truppen wieder an Land zu nehmen. Der Eintritt besserer Witterung läßt uns dann die Ausführung wagen. Sie verläuft von da ab nahezu mit der Genauigkeit eines Uhrwerkes. Die Marine entspricht den hohen Anforderungen, die wir hierbei an sie stellen müssen, in jeder Richtung." An diesem Lobe hat Kriegs- und Handelsmarine gleichen Anteil. Zahlreich waren die Hamburger Schiffe der Paketfahrt, der Hamburg-Süd und der Deutsch-Austral und die Bremer Schiffe des Norddeutschen Lloyd, die mit ihren wackeren Besatzungen unter ihren trefflichen Kapitänen die Armeetruppen sicher überführten. Kameradschaft und Können waren es, die Kriegs- und Handelsmarine zum Wagnis beseelten und befähigten.

Der Leiter der Operationsabteilung der britischen Admiralität erzählte mir vor einem Jahr in Berlin, daß das Ösel-Unternehmen in der englischen Kriegsakademie ganz besonders studiert würde als das unübertreffliche und kaum nachzuahmende Beispiel von „Naval staff work".

Im späteren Verlauf des Krieges waren bulgarische Seeoffiziere bei Exz. Scheer in Wilhelmshaven zu Besuch, die uns erzählten, daß das letzte große Vorkriegsmanöver der Russen, an dem die beiden Herren teilgenommen hätten, die Eroberung Ösels und die Landung in der Tagga-Bucht gewesen sei. Russischerseits sei stets angenommen worden, daß die Eroberung Ösels eines der ersten maritimen Kriegsziele Deutschlands sein würde, und alle Vorbereitungen seien entsprechend getroffen worden. Die Beobachtungen, die wir nach der Landung machten, bestätigten diese Angaben in jeder Weise. Die Küste der Bucht war durch Bastionen, die mit Maschinenkanonen bestückt waren, verteidigt. Zu diesen Bastionen führten gedeckte Gänge von den Kasernen. An beiden Seiten der Bucht waren große Forts mit modernen Geschützen. Die deutsche Landung erfolgte größtenteils in offenen Booten und hatte als einzigen Rückhalt und Schutz einige Torpedobootszerstörer. Es ist zweifellos, daß die Landung niemals hätte glücken können, wenn sie nicht völlig überraschend erfolgt wäre. Die Zusammenziehung so zahlreicher Truppen und Seestreitkräfte in Libau und Danzig konnte aber sicherlich nicht ganz geheimgehalten werden, zumal der Beginn der Unternehmung sich so verzögerte. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß zu dem fabelhaften Erfolge besonders die Tatsache beigetragen hat, daß Admiral Schmidt, als das Wetter auch nur einigermaßen günstig schien, sofort den Einschiffungsbefehl gab, damit wir schon am Donnerstag, dem 11. Oktober, und nicht etwa erst am Freitag, dem 12. Oktober, in See gingen, und daß dieser Donnerstag, der 11. Oktober, nach dem, was uns seinerzeit erzählt wurde, ein Jahrestag war, an dem ein russischer Zar den Öselaner Bauern das Recht verlieh, Bier zu brauen, und die Russen, des langen Wartens müde, dieses Fest tüchtig feierten. Jedenfalls waren sie an jenem Morgen total überrascht und wurden, großenteils noch in ihren Betten liegend, gefangengenommen. Es bestätigte sich also bei diesem großen Kriegsunternehmen die Wahrheit des alten Marinewortes, daß es selbst bei der fabelhaften Führung durch Huitier, Ehrhard Schmidt und Kathen und dem vorbildlichen „staff work" eines Levetzow und Tschischwitz doch das Allerwichtigste bleibt, daß „der liebe Gott mit am Ruder steht".

(Aus Nummer 475 der Berliner Börsen-Zeitung)

Walter Flex und sein Vermächtnis

Zum 16. Oktober 1937, seinem 20. Todestag auf Ösel

Kristall des Frontgeistes — Kämpfer des alten und Künder des neuen Reiches: so haben wir Walter Flex gekannt! Wieder jährt sich der Tag, an dem er 1917 auf Ösel bei Peudehof den Heldentod starb. Neben und nach Hermann Löns und Gorch Fock hat er uns am längsten den „Geist von Langemarck" vorleben, vorsingen und zuletzt „vorsterben" können. Jedem Volksgenossen, der ihm auf „feurigem Wege" zu folgen versucht, hat dieser Deutsche besonders heute viel zu sagen. Wie soll aber die Fülle so reichen Lebens auf knappem Raume auch nur angedeutet werden? Man muß schon in den „Gesammelten Werken" fleißig geblättert haben, um seinen Genius zu ahnen. Wer tiefer dringen will, der braucht den Band der „Briefe". Aber selbst jene, die mit ihm 1914 bis 1917 von Verdun bis Kurland durch Ost und West gestürmt, erkennen meist erst jetzt, was Flex als Künstler, als Kämpfer und als Künder war. Wie aber ist er zum „Kristall des Frontgeistes" geworden?

Ein Elternhaus voll Liebe legte Grund dazu. Die Vorväter, trutzige Sudetenbauern, die mütterlichen Ahnen aus Südposen, weisen ihn eigentlich als Ostdeutschen aus. Walter war aber früh über Stammesgrenzen erhaben. Ein Jahr vor dem „Abitur" hat er

sich als Mann und Künstler reif erwiesen. Der 18jährige bekennt sich als Dichter und Darsteller der „Bauernführer" mit seinem Freunde treu und trutzig zu Blut und Boden. Wie diese Freundschaft, so erfüllt ihn bis zum letzten Frontbrief tiefe Liebe zu Eltern und Brüdern. An jedem Geburtstage gratulieren der Mutter: „Otto voran, Martin dann, Walter, Konrad und der Mann." — Bis sich die Söhne in der Ferne verlieren. Vorbildlich ist Walter auch als Erlanger Waffenstudent. Zeitig entlastet er seine Eltern, indem er mit seinem „Demetrius"-Drama den Doktor macht. Dann wird er Hauslehrer in Varzin, darauf bei zwei fürstlichen Bismarckenkeln in Friedrichsruh. In Archiv und Bücherei findet er dankbare Stoffe für seine „Zwölf Bismarcks" und für die Tragödie „Klaus Bismarck", der als Kanzler der Mark unter Kaiser Karl IV. in der Siegesallee steht. Was er als Prinzenerzieher und Künstler offenen Auges und mit großem Herzen erfaßte, das verdichtet sich zur Dominante seines Lebens, die er in dem Königsdrama „Lothar" ganz im heutigen Sinne niederlegt: „Eine Anschauung, die auf die organische Einheit der Teile des Ganzen geht und Gebundenheit und Wechselwirkung zwischen einzelnen und den vielen aufdeckt."

Mit Kriegsausbruch kann Walter Flex, was er sang, vollbringen. Der 28jährige, wegen rechtshändiger Sehnenschwäche d. u., hat links fechten gelernt und meldet sich am Geburtsort seiner Mutter, in Lissa (Posen) bei den 50ern kriegsfreiwillig. Wie bei Löns vergehen aber Wochen, bis er als tauglich angenommen wird. Was ihn während dieser Zeit bewegte, ballte sich zur Gedichtssammlung „Volk in Eisen" zusammen. Der Höhepunkt seiner Rekrutenzeit ist der Eid auf die Fahne, auf die er mit einem Doktor Faust von den Breslauer Germanen für seine kriegsfreiwilligen Kameraden die Hand legen darf. Endlich, Oktober 1914, vor Verdun im Felde eingesetzt, ist es für Walter Flex „trotz allem ein wunderbares Gefühl, Glied dieser eisernen Brüderschaft zu sein, die unser Volk schützt." Zwei Monate nach dem Tode seines in der Marneschlacht gefallenen jüngsten Bruders Otto schreibt er dem Vater zum Geburtstage: „Wenn ich Dir heute Glück wünsche, so tue ich es in Deinem Geiste: alles Glück dem Vaterlande! In diesem Sinne hat Dir Dein Jüngster das heiligste Geschenk gemacht, sich selbst der großen Idee aufopfernd."


Dr. Walter Flex

Woche um Woche, Monat um Monat kämpft der Kriegsfreiwillige Flex mit seinen Kameraden im Bois des Chevaliers vor Verdun. Hier findet er Ernst Wurche, den „Wanderer zwischen beiden Welten". Mit ihm erkennt er: „Nur wer beherzt und bescheiden die ganze Not und Armseligkeit der vielen, ihre Freude und Gefahren mitträgt, Hunger und Durst, Frost und Schlaflosigkeit, Schmutz und Ungezierer, Gefahr und Krankheit leidet, nur dem erschließt das Volk seine heimlichen Kammern, seine Rumpelkammern und seine Schatzkammern. Wer mit hellen und gütigen Augen durch diese Kammern hindurchgegangen ist, der ist wohl berufen, unter die Führer des Volkes zu treten." Weiter steigert sich ihm der Sinn des Krieges bis zu jener Vision auf Horchposten in der Vorweihnacht vor Verdun, die er zwischen quatschenden Kompanieschreibern und krakehlenden „Küchenbullen" als „Weihnachtsmärchen des 50. Regiments" fließend niederschreibt und Stund drauf seinen Kameraden in der Kirche von Dompierre vorliest.

„Als ein Wissender an Kopf und Herz stieg der junge Kriegsfreiwillige von den welschlothringischen Höhen herab, um Führer und Helfer in seinem Volke zu werden." Wer aber beide, Ernst Wurche und Walter Flex, kannte, der weiß, wieviel Flex von seiner eigenen Persönlichkeit in die Züge seines Freundes dichterisch hineingelegt hat.

Das „Warthelager" hat den Offiziers-Aspiranten nichts genommen und wenig gegeben. Hatten sie sich doch schon auf der Fahrt dahin geeinigt: „Leutnantsdienst tun heißt: seinen Leuten vorsterben. Wer ein ganzer Kerl ist, braucht nur ein wenig Handwerk hinzuzulernen."

In solchem Sinne wurden die kriegsfreiwilligen Kameraden draußen im Osten zu befreundeten Führern ihrer Gefolgschaft. Vorbildlich waren ihre Streifen, die Patrouillen des „Zugführerkleeblatts", vorbildlich ihre Grabengemeinschaft. In ein paar Tagen kannten sie ihre Leute nach Namen und Beruf. Sie hatten ihr Herz und damit stets Disziplin. Mit solchen „famosen Kameraden" verbrachte Flex „die glücklichste Zeit seines Lebens". Vorbildlich sieht er den Kameraden „durch den Granatensegen von Kalvarja schreiten mit demselben aufrechten Gang, mit dem er die Steilhänge der Côte Lorraine hinab, an den ostpreußischen und polnischen Seen entlang ... gezogen war. Dieser Gang wurde um nichts hastiger". Er sieht ihn, Gewehr in der Hand und Kopf im Nacken, springen und stürmen. Einen rechten Sturmangriff, den sich Wurche als schönstes dachte und wünschte, den hat er erlebt und, schon tot, durch die Kunde darüber, noch seine Mutter beglückt.

Die Begegnung des Leutnants Flex mit dem toten Kameraden Wurche und dessen noch tickende Uhr, das ist wohl das, was vom „Wanderer zwischen beiden Welten" am meisten bekannt wurde. Über das Grab hinaus, in welches Flex Wurches Degen, „den Stahl, den Mutters Mund geküßt", hineingelegt hat, bekundet Flex dem Kameraden unzählige Male die Treue, bis er sich dieses teuerste Kriegserlebnis „vom Herzen heruntergeschrieben", um das Fortleben des Freundes „für weitere Kreise fruchtbar zu machen". Der „Wanderer" ist so zum verbreitetsten Kriegsbuch von tiefster Kameradschaft geworden.

Je unabsehbarer und unerbittlicher der Krieg geworden, desto mehr wuchs Walter Flex mit seiner Mannschaft zusammen. Ein Kommando zum Kriegspresseamt lehnt er ab, und er meldet sich, „kriegsfreiwillig wie am ersten Tage", zur Westfront wie folgt:

5. Komp. J. R. 138. Swenziany 27. Mai 1917. An II. Batl. J. R. 138. Betr. Freiwillige Meldung von Offizieren zur Westfront.

„Die Offiziere sind unter Bekanntgabe der bezüglichen Befehle befragt worden. Es meldet sich zur Westfront unter gleichzeitiger Zurücknahme seiner Bereitwilligkeit, ein Kommando zur Abfassung der Geschichte der Wilnaschlacht zu übernehmen: Lt. d. R. Flex. Unterschrift: Flex, Lt. d. R. und Komp.-Führer."

Seine Meldung wird nicht angenommen. Dem Berliner Kommando im Sommer 1917 (nachdem er am 6. Juli 1917, seinem 30. Geburtstage, das E. K. I erhalten hatte) entflieht er nur zu gern. — Warum? — „In Berlin hatte ich die miesepetrigsten Stunden der ganzen Kriegszeit; oft kam mir's vor, als retteten wir unser Land wie Sodom um der drei Gerechten willen, die auch darin wohnen."

Wenige Wochen vor seinem Tode bittet Walter Flex seinen Vater, für ihn einen Patenjungen aus gesunder Arbeiterfamilie auszusuchen. Am Geburtstage seines gefallenen Bruders (zu dessen Todestage er kurz vorher den Vater mit der Einnahme Rigas getröstet) hoffte er, mit den Seinen im Geiste vereint zu sein. An diesem „lieben 16. Oktober" erliegt er aber seinen Wunden. An jenem Tage erreichte der Brief die Heimat, in dem er sich glücklich pries, „August 1914 den deutschen Geist auf nie geahnter Höhe erlebt" zu haben. „Glücklich, wer von dieser Höhe nicht herabzusteigen braucht!"

Er brauchte es nicht! — Vorbildlich wie er focht, ist er gefallen. Mit gezogenem Degen stürmte er zu Roß einer Russenmenge entgegen, die sich einem Zuge „seiner lieben 5. Kompanie" nicht ergeben wollte. Die Russen feuern. Eine Kugel reißt ihm den rechten Zeigefinger vom Degenknauf, durchbohrt die Kartentasche mit seinem letzten Manuskript, dringt in den Leib und wirft ihm vom Pferde. „Wie von Messern war der Leib zerschnitten." Die Ärzte und der Feldgeistliche geben ihn schmerzzerrissen auf. Er aber heißt seinen Burschen schreiben: „Liebe Eltern! Diese Karte diktiere ich, weil ich am Zeigefinger der rechten Hand leicht verletzt bin. Sonst geht es mir sehr gut. Habt keinerlei Sorgen! Viele herzliche Grüße, Euer Walter."

Der „Strohtod", den er mit Wurche so verabscheut hat, er blieb ihm erspart.

Leben und Werk von Walter Flex legen uns besonders heute hohe Verpflichtung auf. Über des Reiches Grenzen hinaus bedeuten sie heiligstes Vermächtnis, was sogar von französischen Frontkämpfern anerkannt worden ist.

Nachdem am Jahrestage des Weltkriegsausbruchs von französischen und deutschen Kriegsfreiwilligen am Grabe des unbekannten Soldaten unter dem Triumphbogen von Paris ein Kranz niedergelegt worden war, besuchte man auch die Schlachtfelder von Verdun. Der Bürgermeisterstellvertreter Muel führte den deutschen Kameraden an die Stätte, wo dieser mit Walter Flex und Ernst Wurche 1914 gekämpft, wo der „Wanderer zwischen beiden Welten" beginnt, wo das „Weihnachtsmärchen des 50. Regiments" ersonnen und vorgelesen wurde. Am Kreuzweg der Pfade zu den Forts Vaux und Douaumont, inmitten der 15 000 französischen und deutschen Heldengräber unter dem Totenturm, verlas der deutsche Kamerad zeitgemäße Kernworte aus dem „Weihnachtsmärchen". Dann übergab er es der Tochter des Führers von Fort Vaux, Fräulein Lepetitdidier, mit der Bitte, es dem Bürgermeister von Verdun für das Kriegsmuseum zu überreichen, als ein „Spiegel des deutschen Geistes von 1914", als ein Vermächtnis für Europa, besonders für die Frauen. Der zweite Bürgermeister, Major a. D. Ricôme, überbrachte es dem Kriegsmuseum mit folgender Inschrift des Deputierten Thiebaut: „Dieses Buch, gewidmet dem Kriegsmuseum, soll der Annäherung beider Völker im Sinne des allgemeinen Friedens dienen; und in diesem Sinne findet es seinen Platz in Verdun, dem Symbol einer erneuerten Menschlichkeit." Der Führer von Fort Vaux, Herr Lepetitdidier, Präsident der Kriegsfreiwilligen der Maas, überreichte dem deutschen Kameraden eine Handvoll blutgeweihter Erde von Verdun mit der Bitte, sie den deutschen Frontkämpfern als Symbol der deutsch-französischen Annäherung zu überbringen, auf daß diese Geste, inmitten des blutgeweihten Schlachtfeldes, der Stärkung des europäischen Friedens diene.

So wird das „Weihnachtsmärchen" von Walter Flex als heilige Mahnung gelten, wenn er die toten Soldaten am See der um sie vergossenen Tränen bei den ungeborenen Seelen des Volkes wachen läßt. Erst wenn das Volk seinen gesicherten und gesegneten Nachwuchs hat, dann haben sich die toten Krieger, weil nun „Ahnen lachender Enkel", nicht umsonst geopfert.

Dr. R. Kay


Ein deutscher Kriegsfreiwilliger liest auf dem Gräberfeld zwischen Fort Vaux und Douaumont dem 2. Bürgermeister von Verdun, Ricôme, und dem Präsidenten der französischen Kriegsfreiwilligen der Maas, Lepetitdidier, aus Walter Flex' „Weihnachtsmärchen des 50. Regiments", entstanden Weihnachten 1914, vor. Aufnahmen: Privat (2)

3. Unterseebootsflottille „Lohs“

Wer war Johannes Lohs?

Am 4. Oktober 1937 wurde in Kiel die 3. Unterseebootsflottille mit neun U-Booten der 250-Tonnen-Klasse und Begleitfahrzeugen in Dienst gestellt.

Auf Befehl des Führers erhält diese Flottille den Namen des Mitte August 1918 gefallenen Oberleutnants zur See Lohs, zur ehrenden Erinnerung an diesen tapferen U-Boot-Kommandanten und seine hervorragenden Erfolge im letzten Kriegsjahr trotz verschärfter feindlicher Gegenwehr.

Johannes Lohs wurde am 24. Juni 1889 zu Einsiedel (Sachsen) als Sohn des dortigen Fabrikbesitzers Oswald Lohs geboren. Bis zu seinem 10. Lebensjahr erfolgte seine Erziehung im Elternhause und auf der Volksschule zu Einsiedel, dann besuchte er das Gymnasium in Chemnitz, wo er 1909 die Reifeprüfung bestand.

Am 1. April 1909 trat Lohs in die Kaiserliche Marine ein und erhielt seine erste Ausbildung auf dem Kadettenschulschiff „Hansa“ bei einer Reise ins Mittelmeer. Nach Erledigung weiterer Ausbildungslehrgänge und Kommandos als Fähnrich zur See auf der Hochseeflotte wurde er unter Beförderung zum Leutnant zur See am 1. Oktober 1912 auf den Kreuzer „Straßburg“ kommandiert, der für drei Jahre seine Heimat war. Mit diesem Schiff erlebte er weite Reisen nach dem Mittelmeer, Westafrika und Südamerika und von dort die bekannte Rückkehr „kurz vor Toresschluß“ (die „Straßburg“ passierte auf der Heimreise am 1. August 1914 die Straße Dover-Calais bei sehr aufdringlicher englischer Beobachtung und lief mit leergekratzten Bunkern in Wilhelmshaven ein).

Mitte August 1914 unternahm die „Straßburg“ mit „Stralsund“ und „Rostock“ zusammen den ersten Kreuzervorstoß gegen die Hoofden und die Doggerbank, am 28. August 1914 erhielt sie ihre Feuertaufe im Kreuzergefecht bei Helgoland. Nachdem Lohs an Bord dieses Schiffes weitere Unternehmungen gegen die englische Küste mitgemacht hatte — u. a. Legen einer Minensperre vor der Humber-Mündung Anfang 1915 — erfolgte im Herbst 1915 nach seiner Beförderung zum Oberleutnant zur See die Erfüllung seines Herzenswunsches: er wurde zur U-Boot-Waffe kommandiert.

Er erhielt seine Sonderausbildung auf der U-Boot-Schule und tat Dienst als Wachoffizier in der 1. U-Halbflottille, um bereits anderthalb Jahre später als junger Offizier seinen ersten Kommandantenwimpel auf „U C 75“ der U-Flottille Flandern zu setzen.

Mit diesem Boot führte Lohs neun Unternehmungen im Jahre 1917 nach den englischen Gewässern durch, wobei er Minensperren legte und 65 000 Tonnen feindlichen Handelsschiffraum versenkte. Im Januar 1918 zum Kommandanten von „U B 57“ ernannt, unternahm er mit diesem Boot sechs Fernfahrten nach dem englischen Kanal und der irischen See, wobei rund 100 000 Tonnen von ihm versenkt wurden.

Lohs zeichnete sich unter den U-Boot-Kommandanten besonders durch seinen unerschöpflichen Gedankenreichtum, verbunden mit einem unverwüstlichen Draufgängertum und Optimismus, aus. Immer wieder brachte er neue und brauchbare Vorschläge, wie man die Leistungen der U-Boote steigern könnte.

Er brachte trotz der Beengung in den Wohnräumen über die vorgesehene Anzahl von Reservetorpedos hinaus noch weitere Torpedos an Bord unter und nahm alle Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten in Kauf, die sich dadurch ergaben.

Er hatte neue Methoden für den Überwasser-Nachtangriff ausgedacht, die sich bewährten.

Von jeder Unternehmung kam er mit neuen Anregungen nach Hause. Alle seine Vorschläge und Ideen versuchte er mit zäher und unermüdlicher Überzeugungskraft den anderen U-Boot-Kommandanten nahezubringen und hat so wesentlich zur Steigerung der Erfolge beigetragen.



Rechts oben Oberleutnant z. S. Johannes Lohs, der mit seinem U B 57 (Bild unten) im August 1918 von einer Englandfahrt nicht mehr heimkehrte

Schwierigkeiten kannte er nicht, und sein Wagemut ging bis zum äußersten, ohne daß er dabei die Überlegung und Berechnung ausgeschaltet hätte. Durch dieses unermüdliche Streben ist es Lohs gelungen, in der verhältnismäßig kurzen Zeit seiner Kommandantentätigkeit reiche Erfolge zu erzielen und in die Reihe der tüchtigsten U-Boot-Kommandanten zu gelangen.

In einer Front stand er mit den anderen hervorragenden Kommandanten der berühmten U-Flottille Flandern, die unter ihrem Chef, Korvettenkapitän Bartenbach, zu einem geschlossenen Ganzen vereint, mit unerschütterlicher Stoßkraft die ungeheuerlichen Gegenanstrengungen der Engländer überwand. Hunderte von Zerstörern und Tausende von Bewachungsfahrzeugen wurden vor der Themse, im englischen Kanal und in der irischen See gegen ihre unermüdliche Tätigkeit aufgeboten, bis sie mitten aus ihrem Kampf um Deutschlands Sein heraus, kurz vor Erreichung ihres hohen Zieles, auf Befehl der Regierung in die Heimat zurückgerufen wurde.

Die Schwere dieses Kampfes kennzeichnet nichts klarer als die Größe der gebrachten Opfer!

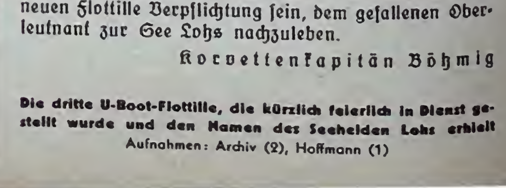
178 deutsche U-Boote sind vorm Feind geblieben. Von 93 U-Booten, die von Flandern aus gen England fuhren, sind nur 20 wieder heimgekehrt. Auch Oberleutnant zur See Lohs ist mit seinem „U B 57“ und seiner braven Besatzung nicht heimgekehrt. Im April 1918 als einer der erfolgreichsten U-Boot-Kommandanten mit dem Pour le mérite ausgezeichnet, ging er Anfang August 1918 von Zeebrügge aus auf seine letzte Fernfahrt. Am 14. August abends meldete er noch durch Funkspruch seinen Standort östlich der Dover-Straße, so daß sein Einlaufen in Zeebrügge in kürzester Zeit erwartet wurde. „U B 57“ ist nicht zurückgekehrt. Da eine Begegnung mit englischen Seestreitkräften, etwa mit einem englischen U-Boot, von feindlicher Seite nicht gemeldet wurde, ist mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß das Boot auf eine englische Minensperre gelaufen ist.

Der Kommandierende Admiral v. Schröder, der „Löwe von Flandern“, der die Leistungen des Oberleutnants zur See Lohs besonders anerkannte, widmete den Flandern-U-Booten folgendes Abschiedswort:

„Von opferfreudigem Angriffsgeist beseelt, waren sie all die Jahre hindurch der Schrecken unserer Feinde bis weit in die freien Meere hinaus. Sie haben die Ehre der Flagge hochgehalten bis zum letzten Tag!“

So wird der Name dieses jungen unerschrockenen U-Boot-Kommandanten in der Kriegsmarine weiterleben und sein Wesen als hohes Vorbild den Geist der U-Boot-Besatzungen kennzeichnen auf allen ihren Fahrten. Dieses Vermächtnis wird den Männern der neuen Flottille Verpflichtung sein, dem gefallenen Oberleutnant zur See Lohs nachzuleben.

Korvettenkapitän Böhmig



Die dritte U-Boot-Flottille, die kürzlich feierlich in Dienst gestellt wurde und den Namen des Seehelden Lohs erhielt

Aufnahmen: Archiv (2), Hoffmann (1)


doppelt fermentiert
4 ₰
ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
H.F.&PH.F. REEMTSMA • CIGARETTENFABRIKEN • ALTONA-BAHRENFELD
»R6« o/M
10 MUSTERCIGARETTEN

Kampf um Groß-Friedrichsburg

I „Zwey Schiffe – zwantzigk guthe Musquetiere"

Ein Bericht von Bernh. Faust

„Jämmerlich ist das Vaterland bei den letzten Kriegen zugerichtet worden und an Mark und Bein ausgesogen, daß von dem herrlichen Körper schier nichts blieb, als das Skelett! Wem noch deutsches Blut um sein Herz warm ist, muß weinen und klagen, und wer sein Vaterland lieb hat, die unglücklichen Zeiten bedauern. Wir gaben Gut und Leben, Ehre und Namen und richteten damit nichts aus, als daß wir uns zu Dienstknechten gemacht haben und unseres uralten hohen Namens fast verlustig. Was sind Rhein, Weser, Elbe und Oderstrom anderes als Gefangene fremder Nationen?"

Mit einem Aufrichten, einem fragenden Zurückwerfen des Kopfes blieb der Große Kurfürst stehen, das Kerzenlicht flackerte, und sein Schatten fiel groß und furchtbar auf die Wand. Spannung und Leidenschaft wetterte in seinem Gesicht, und vor seiner aufbrausenden Stimme verstummten die Gäste; wie der hohlrauschende Sturm durch den Wald brach sie in die Worte, überschlug sich leidenschaftlich, stimmte ab, wurde leise, eine Bitte, ein fast kindlich tiefes Werben:



Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der erste Hohenzoller, der seine Augen nach Uebersee richtet, mit seiner Gemahlin

„Gedenke, daß du ein Deutscher bist! ..."

Es war fast dieselbe Mahnung, die er hinausschrie, als die Schweden sein Land verwüsteten, Reiterheere die Ernte niederstampften, Räuber die Ställe plünderten und lüsterne Männerfäuste in bauschige Weiberröcke griffen. Österreich ließ ihn allein im Kampf um Pommern, eifersüchtig auf Brandenburgs Glück, aber dann bemühte sich Frankreich um seine Gunst, und Kursachsen, der hochmütige und reiche Nachbar, hatte anderen Ehrgeiz als den Ruhm der Schlacht. Doch Feinde zu überwinden halfen Allianzen, noch besser aber die eigene Kraft, obwohl die Neutralität um jeden Preis, dieses feige Bücken und Schleichen, ein Wurm war, der sich selbst verzehrte; Not, Hunger, Armut, Seuchen, Elend waren größere Schinder, nichts half gegen sie als Arbeit und beharrliches Mühen und Plagen. Die Frage zu lösen, wie die Kriegsfolgen zu mildern seien, hatte Kanzler Schwerin, der stille, kluge, höfliche und geschäftsgewandte Nachfolger Waldecks, einen Mann gerufen, einen Holländer, der im vorigen Jahr eine umfangreiche Denkschrift eingereicht hatte über „eine aufzurichtende Guineische Kompagnie in Seiner Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg Landen".

Der Große Kurfürst lachte; unbarmherzig klang dieses harte Gelächter zu dem ungestümen Hinschreiten und dem feinen Silberton der Sporen. „Es wird eine Lust sein für den Spanier, mir den Handel streitig zu machen", schrie er, „und Vetter Liebden von Oranien werden auch scheele Augen reißen!"

Unruhig bewegten sich die Kerzenflammen, duckten sich rückwärts und fielen zusammen; erst als der Kurfürst schwieg, stellten sie sich eitel in die Höhe. Ein behutsames Räuspern drang aus dem dunklen Raum:

„Wenn Durchlaucht erlauben, — man wird einen habilen Ingenieur nach Afrika schicken, damit er dort ein Fort baue, und dann laß Eure Kurfürstliche Durchlaucht Kriegsvolk ans Land setzen."

„Mein hochweiser Rat, wird es der Handel auch einbringen, daß ich aus dem armen Brandenburg nur eine Butte Kalk hinausfahre?"

Für die Zukunft bürgt der Kluge nicht, ihm, dem sinnenden, bleibt auch nur der Glaube, und der Kanzler schwieg. Da trat Kurfürstin Dorothea zu Friedrich Wilhelm, und wie sie nun ihre Hand hob und dem Kurfürsten auf die Schulter legte, als möchte sie ihn wachrütteln, damit er Mut fasse, ging ein befreiendes Aufatmen von Mund zu Mund. Selbst Raule, der neuernannte Admiralitätsrat, der sich klug im Hintergrund hielt, glaubte sich jetzt seiner Sache sicher.

„Brandenburg hat nie Furcht gezeigt, wenn es sich allein und auf neuem Wege wußte", sagte die Kurfürstin leise. „Mein lieber Herr Gemahl, Gott war immer sein größter Alliierter."

Grübelnd nagte der Kurfürst an seinem Bart, jetzt richtete er sich auf, ein Leuchten im Blick, und mit einem feinen Lächeln, das die männliche Strenge des Gesichts verschönte, fügte er mit weltmännischer Freundlichkeit sein Wort zu dem ihren: „Und Kurfürstin Dorothea mein bester Kamerad."

Beglückt von seinem Dank, schoß ihr das Blut in die Wangen; ihre herbe Natur war hilflos gegen sanfte Güte, ja es war, als eile sie, rasch vergessen zu machen, woran kein Fremder teilnehmen dürfe: „Der Herr Admiralitätsrat wird gewiß einen Vorschlag in Vorrat haben."

Raule hatte längst die Lippen genetzt, lächelnd von dem Kanzler beobachtet, strich die Hand glättend über den langschößigen holländischen Rock und betastete aufgeregt die weißleinene Halsbinde, trat ins Kerzenlicht, verbeugte sich, daß von der Perücke leichter Puderstaub stob, und ließ sich dann gemächlich auf dem Schwall seines breiten Niederländisch hintragen. Man könnte, meinte er, vorerst zwei Schiffe von Pillau, dem Hafen Brandenburgs, probeweise auslaufen lassen. Wenn man zu einem Vertrag mit den Häuptlingen an der Goldküste käme, dann dürfe keine fremde Macht beanstanden, was dem geltenden internationalen Recht entspräche, nämlich gegenseitigen Austausch von Waren und Handel mit Sklaven. Spanien und Holland seien auf diese Art reich geworden, Frankreich und England folgen, und Brandenburg schade sich, wenn es zögere, sein Ansehen zu wahren, eine Flotte zu gründen und Kolonien zu erwerben.

„Wollen Kurfürstliche Durchlaucht Seebriefe ausstellen?" schloß er. „Ich wüßte in Joris Bartelsen, Kapitän der Fregatte „Wappen von Brandenburg", und Philipp Pietersen Blonck, Kapitän des „Morian", rechtschaffene Männer, die davon rechten Gebrauch zu machen verstünden."

Der Kurfürst ließ Raule ohne Antwort, Falten furchten seine Stirn, — lächelnd strich Kurfürstin Dorothea ihre lindernden Finger darüber. Mit einem Ruck stieß er sich von ihr und wandte sich jäh an Schwerin:

„Schreib Er an Dönhoff!"

Bedächtig nahm der Kanzler ein Blatt, rückte den Leuchter näher und kritzelte mit kunstvoll ausladenden Schwüngen auf den Bogen, was ihm der Befehl seines Herrn auftrug, gegeben zu Potsdam, den 13. Juli 1680, worin dem Grafen von Dönhoff befohlen wurde, „daß Er auf zwey Schiffe, welche seine Churfürstliche Durchlaucht nach Guinea schicken, zwantzigk guthe gesunde Musquetiere nebst 2 Unterofficieren von denen in Preußen stehenden Regimentern zu Fuße zu geben und selbige gehörig zu mundiren habe".

•

„Gott — ein groß' Wasser!" rief der Tambour Christian Radowitz, dessen Heimat hoch oben im Litauischen lag, wo die unendliche Ebene des Ostens das Gemüt schwermütig machte, und flüsterte fast vor Scheu und Heimweh.

„Das ist das Meer", erwiderte der Gefreite Friedrich Schüler, der zeitlebens nur in die trüben Tümpel der Spree gespuckt hatte.

„Das Meer", wiederholte der Tambour und starrte in die Gischt, die hinter ihrer Fahrt eine Rinne in die schwer wogenden Wasser schnitt.

Oben knarrte das Gewirr von Segel und Rahe gespenstisch über ihren Köpfen, der Wind pfiff darin, und die Masten schwankten biegsam in dem breiten, unbeholfenen Schiff, das wie ein riesiger Holzpantoffel gen Süden schaukelte. Unten in der Kombüse sang der Koch mit brechendem Seemannsbaß:

„Christe Kyrie — Schirmherr der Not.
Zu Land und See — Das walt' Herre Gott!"

Der Tambour schluckte:

„Und Guinea, wo zwei Sonnen sein und Gold auf Bäumen wächst und Affenteufel durch die Lüfte fliegen — das sollen wir gut brandenburgisch machen?"

„Weil unser gnädiger Herr Kurfürst will Handel treiben für das arme Volk", sagte der Gefreite aus dem kühlen Hochmut seiner Gelehrsamkeit. Aber plötzlich, wie er noch auf das gewaltige Heben und Senken blickt, schoß ihm der Schweiß auf die Stirn, und sein Magen stülpte ihn vornüber: „Uuuh, das Meer! — Es reißt mir am Gedärm."

„Und Affenweiber, die sein nackt, da ist kein christlich Wesen nicht!" jammerte der Tambour. „Ach, Annuschka, Vögelchen, was soll aus uns werden?"

„Herre Gott!" keuchte der Gefreite mit dem Gesang des Kochs, krallte seine Hände an der Reeling fest und übergab in seiner Not dem Meer an Erbsen und Speck, was ein Gefreiter Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht mittags auf sein Teil von der Kombüse empfängt. Neben ihm barg sein Kamerad schlaff den Kopf in die Arme und schluchzte aus wundem Herzen, daß die Tränen in furchtsamen Bächen durch die Finger flossen.

„O du leiwe Tid!" knurrte der Steuermann, der breitbeinig vorüberwatschelte. „Un dorbi kreegen wi nähstens 'n olle lüttge Bö!"

Schon fuhren bebende Stöße durch den hölzernen Rumpf, und unter dem Gelächter der Matrosen wankten die beiden Musketiere nach der Treppe. Aber die tief hängende Schwärze des Himmels jagte ein helles Wölkchen. Kommando, Lärm, Geschrei; Segel wurden eingeholt, die Luken geschlossen, und im undurchdringlichen Heulen und Strömen schlang der Sturm seine behaarten Arme um das hilflos taumelnde Schiff. Nur die Flagge Brandenburgs, der rote Adler auf weißem Feld, blähte unvermindert stolz ihr kostbares Tuch.



Major Otto Friedrich von der Groeben, der Kommandant der afrikanischen Festung Groß-Friedrichsburg

Bilder: Historia-Photo (1), Sammlung Handke (1)



Achtundzwanzig Häuptlinge vom Kap der Drei Spitzen im Lande Arim hatten am 16. Mai 1681 mit Kapitän Blonck einen vorläufigen Vertrag abgeschlossen, wonach sie den Küstenstrich längs der Goldküste der kurbrandenburgischen Oberhoheit unterwarfen und „die Erbauung einer Fortereſſe gestatteten". Das war, wenn auch nicht ein Erfolg, immerhin der erste Schritt, durch den man weitere Maßnahmen wagen konnte, obwohl die Holländer trotz des Friedens das Schiff „Wappen von Brandenburg" in Besitz nahmen und Kapitän Blonck mit „Morian" zwangen, vorzeitig die Heimreise anzutreten.

Nichts hätte den Großen Kurfürsten mehr ermutigt als Gefahren. Als sein rühriger Admiralitätsrat die Gründung einer Handelsgesellschaft vorschlug, förderte er das Werk in jeder Hinsicht, entbot der neugegründeten „Afrikanischen Kompagnie" seinen Gruß und rüstete mit ihrer Hilfe eine neue Expedition. Leiter des Unternehmens war Major Otto Friedrich von der Groeben, der sich in den Kämpfen der Johanniter auf Malta ausgezeichnet hatte, in Gefangenschaft geriet und auf abenteuerliche Weise über Palästina, Italien und Frankreich an den Hof von Brandenburg kam; Bildung und weltmännische Erfahrung empfahlen den Kammerjunker von selbst und bürgten für den Erfolg. Zur Überfahrt stellte Raule zwei Schiffe, den „Churprintz" unter Kapitän Matheus de Voß mit 32 Geschützen und 60 Seeleuten und den „Morian" unter Blonck mit zwölf Geschützen und 40 Mann; Groeben befahl über eine Landmacht, zu der die Ingenieure Walter und Leugeben zählten, der Fähnrich von Selbing, ein Sergeant, zwei Korporale, zwei Spielleute und vierzig Soldaten.

Bis in Einzelheiten war die „Instruction für den Commandeur de Voß zur Schiffahrt nach der Guineaschen Küste nebst dem von Groeben" ausgearbeitet, alles „der Einsichtigkeit und guten Conduite des Commandeurs anheim gestellet", Groeben aber, daß „er soll auf alles, was passiret" gut obacht haben, und von der gantzen Reise ein gut Journal halten, Imgleichen von der zur erbawenden Festung einen Riß machen und mit-bringen". Getreulich hat das Groeben getan, und wir sehen ihn, wenn das Tagewerk getan und der Anker im Grunde saß, unter der Öllampe, lächelnd Kiel und Streusand handhaben und an seiner „Guineischen Reisebeschreibung" arbeiten, wobei wir seine Fahrt bis an den Wendekreis des Krebses verfolgen, im leicht wiegenden Ostpassat am Kap Blanko und Kap Verde vorbei, angesichts des dürren und unfruchtbaren Landes, wo sie „eine große Hitze bekamen, welche uns nötigte, leinene Kleidung anzulegen".

Auch Malaria, das Fieber, der große Würger der Tropen, die Landseuche, verschonte sie nicht: drei Soldaten und zwei Matrosen starben; kameradschaftlich

wehmütig schreibt Groeben: „Der Kajütenwächter war ein starker, gesunder Jüngling, in vier Tagen frisch, gesund, tot und begraben.“ Noch besaß man kein zuverlässiges Heilmittel, und die Rettungsversuche der Neger verfielen dem Spott. Wenn einmal das Meer aufrauschte und nach Seemannsbrauch sein Opfer empfing, war ein Schicksal beendet, eben ein Schicksal nur, nicht mehr, ein Soldatenleben. Eine Salve darüber, die schwefelgelbe Wölkchen in den Himmel hieb . . . dann rief der Alltag mit neuen Pflichten. Die Boote der Farbigen stießen an die Fregatten, da standen die Neger und benetzten ihre Augen mit Wasser, zum Zeichen ihrer friedlichen Absicht, tauschten Elfenbein, Ambra, Häute, Honig und Gold gegen Branntwein, Eisen, Kessel und schlesische Leinwand, und der Tod mußte vergessen werden, er war überwunden, bis später die Erinnerung, das Herz leise daran rührte: „Kamerad! Kamerad! . . .“

Handelnd von Hafen zu Hafen, soviel der hungrige Schiffsleib fraß, erreichte man in neun Tagen das Königreich Sierre Lona, wo man in Eile Holz und Wasser an Bord nahm. Das war kaum geschehen, als eine schreiende Horde aus dem Busch stürzte; ein baumlanger Neger, der etwas deutsch sprach, stellte sich drohend an den Strand:

„Donner, Sakrament, für mich, Kapitän Jan Thomas, muß Holz und Wasser bezahlen!“

Dann bestieg er ein Boot, fuhr heran und hielt, um seine Ehrlichkeit zu bezeugen, ein Empfehlungsschreiben in die Höhe, abgefaßt in holländischer Sprache, das er über die Reeling warf, Groeben vor die Füße.

„Hütet euch vor den schwarzen Hunden“, hatte eine aufrichtige Seemannsfaust darauf gekritzelt, „denn ihnen ist nicht zu trauen, weil sie falsche Schelme sind. Zur Nachricht: habe gegeben für Wasser und Brennholz eine Flinte, drei Pfund Pulver, drei Flaschen Branntwein.“

Unter dem Gelächter seiner Leute las es Groeben vor, und der schlaue, pfiffige und dennoch überlistete Herrscher aller Gewässer und Hölzer in Afrika stimmte in ihr Lachen ein, ahnungslos vor Entzücken. Der Form halber und aus Höflichkeit erhielt er dennoch seinen Preis: ein Viertel Branntwein und einige Flaschen Traubensaft.

Seit Kap Monte hatten sich die Schwesterschiffe verloren, sie sahen sich erst am Kap Miserado wieder. Groeben wurde durch ein Flaggsignal an Bord der Fregatte „Morian“ gerufen; sein Fähnrich lag an Malaria danieder, in der Gluthitze der Tropen von Schüttelfrost heimtückisch gewürgt. Noch ehe man sich's versah, verschied er mit glasigem Blick und röchelnder Kehle. Man wickelte seinen Leichnam in eine Decke und band acht Kanonenkugeln an die Füße. Die Mannschaft versammelte sich auf Deck, dumpfe Kommandos erschallten, die Trommeln wirbelten, und das hohl rollende Gepolter von drei Stückschüssen schrie den letzten Gruß über's Meer.

Flach und öde, ein trostloses Land, eine Sandwüste hinter kahlgespülten Riffen, das war die Elfenbeinküste. Vom Seemannsgrab des Fähnrichs bis zum Rio Sester schleppten sich die Fregatten eine Woche träge durch die Windstille, nur wenig blähte ein Hauch die Segel. Hatte das Meer noch nicht genug Opfer, die es nahm? Ohne Freude, verschlossen und mißmutig stieg die Mannschaft in die Schaluppen, zerbissene Flüche haderten mit dem Himmel, und Menschenhand versuchte mit Ruderschlägen die unbeholfene Last vorwärtszubewegen, von Furcht gepeitscht, in der raumtiefen Ewigkeit von Himmel und Wasser des Hungers sterben zu müssen oder den Dursttod zu erleiden mitten im Meer, mitten im Wasser.

Plötzlich fiel eine sanfte Brise in das schlaffe Tuch, auch wurden in der Ferne zwei dunkle Pünktchen gesichtet, die den Mut belebten: Negerboote! Von ihnen geführt, hielt man auf die Küste und segelte in den Rio Sester, vor frohes, fruchtbares Land. Alle Not fand ein Ende, weiße Korallen dienten als Tauschmittel gegen Reis und Hühner, und König Peter, der Herr dieser Ebene, schenkte einen Ziegenbock, allerdings nicht ohne den Wunsch nach einer Gegengabe. Plärrend stellte sich der Dolmetsch vor Major von der Groeben auf und schlapperte aus leuchtenden Zahnreihen:

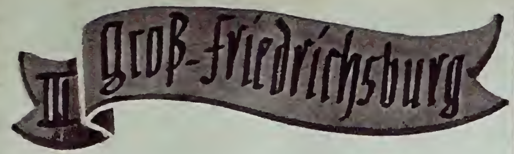
„König Piter mie segge, ick juw segge, König Piter segge mie, seege König Piter, Dassie hebbe, mi segge, kike Dassie!“

Kurzum, das Geschenk, das die Freundschaft besiegeln sollte. Und Groeben geizte nicht: eine Stange Eisen, ein kupferner Kessel und ein Königskleid war ihm der gute Ruf wert, der seiner Flagge vorauseilen sollte. Nun trugen die Wilden herbei, was sie entbehren konnten, und mit Reis und Hühnern, auch Grein, einer Art Pfeffer, reich beladen, lichteten die Fregatten Anker und segelten in offener Fahrt in die Fremde, gen Süden, zu neuen Gefahren.

Landung nach fünfundvierzig Seemeilen. Wasser und Holz wurden an Bord genommen, und gegen dreißig Fäßchen mit Armringen viertausend Pfund Elfenbein in den Frachtraum verstaut. Auch Musketen verkaufte Groeben, doch nur gegen reinen Goldstaub. Gold wurde meist auf holländischem Gebiet gefunden, in Accorca, Bengo und Mina. Dort gaben die schlauen Mynheers nur Pfund gegen Pfund, das gleiche Gewicht Gold entsprach dem gleichen Gewicht Eisen. Die Neger waren gelehrige Schüler und mischten schließlich gewöhnlichen Staub ins Edelmetall, zuweilen Kupferstaub, des Gewichtes halber. Ja, ein eingeborener Makler machte es sich auf seine Weise bequem, indem er sich das Gold von seinen Landsleuten an Bord bringen ließ. Geschäftsbeflissen sparte er Frachtrisiko und Beförderungskosten, und als er den Handel erst mit seinem Landsmann, dann mit Groeben abgeschlossen hatte, wandte er sich an den Major und sagte mit höflich einladender Bewegung:

„Jetzt habe ich euch dieses Mannes Gold verkauft, – was wollt ihr mir nun für den Kerl selbst geben? Fünfzehn Stangen Eisen machen den Kauf.“

Was galt ein Menschenleben in einem Lande, das seinen Reichtum verschwenden konnte? Der Hunger nach Waren ist größer, besonders nach Pulver und Waffen. Allein an die Eingeborenen von St. Apollonia verkaufte Groebens Schiffer fünfhundert Musketen und vierhundert Pfund Pulver. Mit den Holländern, denen sie hier ins Geschäft gerieten, einigten sich die Brandenburger gütlich, indem die beiden Fregatten halfen, einige Lordenträger – Schiffe ohne Handelsberechtigung – zur Achtung vor dem Gesetz zu zwingen. Aus Dankbarkeit erteilte ihnen Thomas Ernsthausen, Generaldirektor der holländischen Guineaküste, die Berechtigung, gegen alle Lordenträger, die unter holländischer Flagge kreuzten, nach Belieben zu verfahren, wo man sie auch antreffen mochte. In hilfloser Lage erdacht und gewährt, endete diese Dankbarkeit einige Jahre später in grollendem Neid und kläglicher Wirklichkeit.



In der Nähe des Dorfes Accoda am Kap der drei Spitzen, wo sich ein trefflicher Hafen befand, auf einem Berg, der Manfro hieß, wurde „den folgenden Tag, als den 1. Januari 1683, von Capitain de Voß die große Churfürstlich Brandenburgische Flagge vom Schiffe gebracht, die ich mit Pauken und Schallmeyen auffgeholet, mit allen im Gewehr stehenden Soldaten empfangen, und an einem hohen Flaggenstock auffziehen lassen, dabey mit 5 scharf geladenen Stücken das Neue Jahr geschossen, denen jedes Schiff mit fünf geantwortet, und ich wieder mit drey bedancket. Und weil Seiner Churfürstlichen Durchlaucht Nahme in aller Welt Groß ist, also nennete ich auch den Berg: den Großen Friedrichsberg". —

Major von der Groeben saß, die Hemdsärmel aufgekrempelt und über der schweißtriefenden Brust die Leinenjacke offen, im steilen Schatten einer Palme und schrieb an seinem Bericht. Von Zeit zu Zeit, wenn die Hand zögerte, die Feder sich sträubte, blickte er auf und sah auf die unermüdlich brandende See, auf die dunklen Berge landwärts und das aufgeregte Menschengewimmel in der Nähe. Am Berg wurde „ein Werck gebaut, von Zäunen geflochten", mit zwei drohenden Bastionen nach der Landseite, mit Graben und Brustwehr gegen die See. Mit Hallo und vielem Geschrei halfen die Schwarzen, die Kanonen bergauf in die Festung zu ziehen; sechzehn Stücke hielten sich hinter harmlosen Scharten verborgen — bereit, den neuen Besitz um des Lebens willen zu verteidigen.



Die Schiffswerft des Großen Kurfürsten in Emden. Links die beiden Packhäuser, in der Mitte das Magazingebäude. Hier wurden die Kriegsschiffe des Kurfürsten ausgerüstet

Aufnahme: Sammlung Handke

Im Hafen lag, die Segel gerefft, ein englisches Schiff, der erste Gast in Brandenburgs afrikanischer Heimat. Daneben ankerte „Morian", von Kapitän de Voß gerüstet, zum Warenhandel nach Kap St. Apollonia auszulaufen, während Kapitän Blonck als Festungskommandant an Land bleiben sollte. „Doch damit ich wieder auf meinen Zweck komme", vertraute Groeben seinem Tagebuch an, als er bis hierher berichtet hatte, „des anderen Tages kam ein dänischer Lordenträger bei unserem Kastell zu Anker, der uns gleichfalls mit fünf Schüssen begrüßte. An demselben Tage begab ich mich auf unsere Fregatte „Kurprinz", von dort an des Lordenträgers Schiff, allwo ich meinen matten Geist mit gutem Zerbster Bier erquickte."

Ähnlich zeitüblich bekräftigte Groeben auch die mit den Negern geschlossenen Verträge: ein Trank aus Branntwein, Wermutextrakt und Violensaft vollzog den Freundschaftsschwur, wogegen ihn die Neger zu einem Fetischtrank aufforderten, wovon sie Groeben „einen Löffel in den Hals steckten, daß ich sechs Wochen daran genug hatte". Damit verpflichtete sich Brandenburg, die neuen Untertanen gegen alle Feinde zu schützen, während jeder Negerhäuptling schwur, „unter der über uns wehenden Flagge zu leben. Breche ich meinen Eid, so laß mich der große Monarch augenblicklich sterben."

Der Major ließ den Federkiel im Faß, schüttelte Streusand auf die Bogen, streckte die Glieder und gähnte aus Leibeskräften. Ein Musketier kam bergab, nun war es vorbei mit der Ruhe im Schatten; der Mann meldete, ein holländischer Gesandter wünsche den brandenburgischen Oberbefehlshaber zu sprechen. Schwerfällig erhob sich Groeben, pulsende Hitzewellen auf der brandig roten Stirn: die Landseuche wühlte schon wieder in seinem Blut, und er mußte die Zähne zusammenbeißen, um den Holländer, der sicher mehr

beanspruchte als äußere Freundlichkeiten, mit Würde zu empfangen. Gottlob, Kapitän Blonck hatte das Notwendige vorbereitet, die Musketiere standen unter Gewehr, und die Musik spielte.

Der Holländer führte eine ansehnliche Mannschaft im Zuge, voran die Flagge. Durch den Meldegänger bat Groeben, die Fahne nicht auf den Berg zu bringen, hier habe nur die brandenburgische Platz. Der Holländer schrie wieso und warum, fuchtelte mit den Händen und stürzte sich in kreischendes Entrüstungsgezeter, das erst verstummte, als er die gefräßigen Mäuler der Kanonen erblickte. Sofort befahl er seinem Gefolge, ein Lager aufzuschlagen und begnügte sich, als Gast um Gehör zu bitten, wo er als Herr aufzutreten gedachte. War er seiner Sache ohne die

Brandenburgische Kanonen donnern vor Afrikas Küste. Die Besitzergreifung Groß-Friedrichsburgs

Aufnahme: Historia-Photo (nach einem Gemälde von Petersen)

Gewalt der Waffen ebenso sicher wie durch den Glanz seines Auftretens?

Nicht ohne Behagen betrachtete Groeben den Herrn Gesandten, als er da, begleitet von zwei Offizieren, keuchend bergauf stieg. Schmunzelnd berichtet der gewissenhafte Brandenburger, sein Gast habe „einen roten Scharlachrock getragen mit durchbrochenen silbernen Knöpfen, auf der Schulter einen großen Busch Band, wie auch auf dem Hut und am Degen, wie die alten Federfechter zu tragen pflegten. Unten hatte er ein lederfarbenes Karmisol, dann ein Paar blaue Taffethosen, ein grünes langes Degengehenke mit einem leibfarbenen, gewirkten Gürtel darum. Die Schuhe waren gestickt und die Strümpfe von weißer Seide. Und wären mehr Farben bei den Pariser Krämern zu finden gewesen, ich wette, er hätte sie an seinen Leib gehängt. Da ich ihn ins Fort genötigt hatte, ließ er sich durch einen Schwarzen entkleiden, damit wir die güldnen Knöpfe, die er in Hemd und Hose trug, auch zu sehen bekämen. Also pflegte dieser vornehme Herr seiner Bequemlichkeit und erlabte sich mit einem Trank Wein."

Groeben wurde bitter, wenn er bedachte, daß sich daheim des Kurfürsten Heere für Niederland verbluteten, während hier dieser schwammige Stutzer von Fort Elmina, seiner fetten Pfründe, wagte, einem Verbündeten das notwendige Lebensrecht an Kolonialbesitz streitig zu machen. Er lachte ihm laut ins Gesicht, als er den Einspruch gegen Brandenburgs Flaggenhissung hörte, doch von den erschrockenen Augen seines Kapitäns zur Vernunft gebracht, erwiderte er sogleich, ebenso kalt wie bestimmt, daß Groß-Friedrichsburg aus gleichem zwischenstaatlichen Recht erworben sei wie Hollands Landbesitz in Afrika, im übrigen möge sich die Holländische Kompagnie nach Berlin wenden, falls sie nicht gewillt sei, gute Nachbarschaft zu halten.

Kaum hatte sich der Besuch verabschiedet, brach Groeben zusammen, und wenn er auch versuchte, mit letzter Kraft alles zum Kampf vorzubereiten, war es doch nur ein halbes Beginnen. Wie nie zuvor fraß die Landseuche an seiner kleinen Streitmacht: ein Ingenieur, ein Schreiber, ein Sergeant, zwei Matrosen und vier Soldaten rangen um ihr Leben, und bald reihte sich

Hügel an Hügel unten im Tal. Trotzdem versuchte man mit Hilfe der Eingeborenen den Berg notdürftig in Verteidigungszustand zu setzen. Wider Erwarten bewährte sich die Probe auf die Gültigkeit des Vertrages, die Umschanzung wuchs, und die Neger griffen, als der Wall schützte, selbst zu den Waffen, nachdem sie ihre Weiber und Kinder hinter die Palisadenburg gerettet hatten.

Leider ließen sich die Holländer nicht mehr blicken, ihr Abschied war endgültig. Hingegen brachten Späher des Häuptlings Casparo von Arim die Kunde, daß die Eingeborenen von Adom, von den Holländern aufgestachelt, in zwei Tagen mit viertausend Mann einen Überfall auf die Brandenburger planten. Groeben befehligte fünfzig Mann, dazu zweihundert Schwarze, und ihm war nicht wohl zumute, wenn er sah, wie das Fieber im Lager wütete. Vom „Kurprinz", der mit seinem Warenlager seltener Schätze die Anker lichtete und vor dem Hafen kreuzte, um sein wertvolles Gut vor den Räuberhorden zu bergen, war keine Hilfe zu hoffen, höchstens vom „Morian", aber bis die Fregatte kam, lag hier sicher alles zu Haufen geschossen.

„Fünfzig Mann? Fünfzig Mann –"

Groeben zählte, fieberte, rechnete. Eben noch zu schwach, um sich auf den Beinen halten zu können, sprang er plötzlich auf, griff nach seinem Degen und lief aus dem Zelt, um den quälenden Gedanken eine Beruhigung zu verschaffen. Kapitän Blonck stand hinter den Kanonen, und als er Schritte vernahm, wandte er sich rückwärts:

„Hööö! – – Verflucht, Major, was soll das?"

„Vor die Klinge, Schuft!"

„Hö? Hö? . . ."

„Lump, du hast mit den Holländern gemeinsame Sache gemacht!" Der Degen fiel aus, senkte sich und stieß gegen die Brust des Kapitäns. Ein zarter Ton klang feinschwingend auf, die Sonne zeichnete ein silbernes Schwirren, einen schnellen Schatten. Aber Blonck hatte einen Wischer gefaßt, damit schlug er, halb gebückt, den Stahl aus des Fechters Rechten, daß die zarte Waffe weit durch den Staub geschleudert wurde. Soldaten und Matrosen sprangen herbei und fesselten Groeben, der wie ein Rasender tobte und brüllte. Man beruhigte den Kranken mit Branntwein, danach rissen die Arme weniger an dem Strick, mit dem man ihn fesselte, die Kraft gab nach, er wurde still, und plötzlich verzog sich das Gesicht zu fassungslosem Schluchzen. Willig ließ er sich ins Zelt führen und aufs Lager betten.

Nur fünf Mann von vierzig vermochten Wache zu halten, er selbst habe in seinem Taumel nichts von sich gewußt, schreibt Groeben. Zweimal wurde er für tot erklärt, und Feldscher und die Zauberer der Neger versuchten in gegenseitigem Neid ihre ohnmächtige Kunst an seinem kranken Leib. Der Anfall wich, als aus dem nahen Wald schon Musketen platzten, und vom Sterbebett eilte Groeben geradewegs zu seiner kleinen, zusammengeschossenen Besatzung.

Vor ihnen sammelte sich ein Heer von etwa tausend Negern, außer Schußweite stampfte der feierlich wilde Lärm rasselnder Kriegstänze. Staub flog auf, ein berstendes Aufblitzen zuckte hindurch und riß einen Splitter aus dem Palisadenholz. Geschlossen rückten die Angreifer vor, im Schutz der Waffen, die sie aus gefährlicher Nähe handhabten. Groeben ließ im günstigsten Augenblick eine sechspfündige Kugel gegen sie abziehen; das Geschoß riß eine blutige Lücke in den dichten, schwarzen Schwarm, aus dem Wehklagen und Geschrei und das ächzende Verröcheln von Sterbenden so jäh erklang, daß die anderen stutzten, hielten, mutlos flüchteten.

Wie wohl selten in der Geschichte der Kriege, genügte der Donner des ersten Schusses, um den Ueberfall zu beenden und den Sieg zu entscheiden. Die Fliehenden wurden verfolgt, die Verwundeten gepflegt, die Toten begraben, und ihr stilles Werk aus Pflicht und Gewissen war eben getan, als ein Schiff auftauchte! – Freund oder Feind? – Endlich! Endlich! Kurbrandenburgs Adler! Fregatte „Morian", die Rettung, das Schiff, das Schiff!

Groeben begab sich an Bord und trat, wie sein Befehl vorschrieb – zum Glück für seine geschwächte Gesundheit –, die Heimreise an, über die Kapverdischen Inseln, die Azoren und Neufundland. Mit der gelassenen Heiterkeit eines Reisenden, der seine Arbeit getan hat, und der freudigen Erwartung des Heimkehrenden, bei leichtem Wellengang und im Fluge der gefüllten Segel, erreichte er Hamburg und fuhr von dort auf Postwagen nach Berlin.

„Dort habe ich", schließt sein Bericht, „Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht Rechenschaft von meiner Guineischen Gesandtschaft und Schiffahrt abgestattet, der Gottlob mit meinen Unternehmungen recht zufrieden war und mich nicht allein nach drei Monaten in Gnaden nach Preußen entließ, sondern mich auch mit der Hauptmannschaft der beiden Ämter Marienwerder und Riesenburg allergnädigst beschenkte. Ich traf dort die Meinigen alle bei guter Gesundheit an, ausgenommen meinen ältesten Bruder, der als Major vor Wien im Türkenscharmützel geblieben war. Habe also auf dieser Reise achtzehn Monate zugebracht und sie selbst so, wie ich sie mit Gott angefangen, auch in Gottes Namen geendet."

•

Sofort ließ der Große Kurfürst, als er die Notwendigkeit erkannte, Ersatz für die Festung aufzustellen, „bey den H. Graffen von Dähnhoff 40 gute Soldaten nebst 2 Serchanten, welche alle gesundt von Leichnamb und die Hochdeutsche sprache können". Handwerker waren bevorzugt, besonders Zimmerleute, Maurer, Schneider, Tischler, Schmiede und Büchsenmacher. Jeder erhielt sechs Hemden als Ausrüstung, zwei Paar Schuhe, zwei Paar Strümpfe, zwei Mützen, drei leinene Halstücher und ein Leinenkleid.

Fortsetzung folgt









Blutgummi

Aus der Geschichte eines Rohstoffes

von KARL FISCHER

3. Fortsetzung

Das India Office in London hatte das Abenteuer bezahlt. Aber es war trotzdem nicht Indien, das die Geburtsstätte der neuen Weltkautschukwirtschaft werden und die Dividenden aus dem Wickham-Abenteuer empfangen sollte, sondern die Kronkolonie Ceylon. In Heneratgoda, dicht bei Colombo, wurde ein besonderer botanischer Garten errichtet, der keine andere Aufgabe hatte, als Wickhams Keimlinge aufzunehmen.

Das Werk war vollendet. Während man in Brasilien noch nicht einmal andeutungsweise ahnte, welche Rolle dem Kautschuk beschieden war, geschweige denn, daß dem brasilianischen Monopol langsam ein gefährlicher Feind heranzuwachsen drohte, schlugen in Heneratgoda auf Ceylon die ersten Bäume der Gattung Hevea brasiliensis Wurzel.

•

Es war nicht gerade einfach, den angloindischen Pflanzern beizubringen, daß man mit den Samen der Hevea brasiliensis möglicherweise Geschäfte machen konnte. Und wenn die Wirtschaftslage in Indien, auf Ceylon, in den Straits Settlements, auf Fidschi usw. damals gerade besonders günstig gewesen wäre, wenn die Plantagenbesitzer alle ihre Pflanzungen und Felder ohne Risiko hätten bestellen können — wahrscheinlich hätte sich dann niemand für die Hevea interessiert und keinen besonderen Wert auf die Samen gelegt, die großzügig und selbstverständlich ohne Kosten vom Garten in Heneratgoda an die Pflanzer verteilt wurden. Aber das Schicksal hatte offenbar etwas für den Plantagengummi übrig. Es lag viel Land brach in den fernöstlichen Besitzungen Großbritanniens — warum also sollte man nicht Kautschuk anbauen? Noch war es ja nicht nötig, Dschungel zu roden und Zehntausende von Arbeitskräften einzustellen, um Gummi zu bauen, noch brauchte man keine Teeplantagen ausreißen zu lassen, um dem lohnenderen Kautschuk Platz zu machen. Also versucht man es mit dem brasilianischen Zeug.

Man versucht es ohne große Begeisterung, und noch auf Jahre hinaus ist der Plantagengummi mehr eine Sache der Botaniker als der Pflanzer.

In Heneratgoda braucht man nicht mehr zu fürchten, daß die Hevea brasiliensis einem unter der Hand verdirbt. Zweitausend lebensfähige Pflanzen hat man zur Verfügung, und von diesen zweitausend und ihren Abkömmlingen kann man sogar die besten und leistungsfähigsten auswählen. Immer wieder wird die Versuchspflanzung in Heneratgoda ausgekämmt. Zehn Jahre nach Wickhams grandiosem „Diebstahl" stehen auf Ceylon als endgültig „Überlebende" 450 Bäume, die Ahnen des Plantagengummis, von denen heute noch vierzig greise Veteranen am Leben sind.

Nach Singapore, nach Niederländisch-Indien, nach Afrika, ja — die Weltgeschichte erlaubt sich einen Witz — nach Südamerika wandern die Samen der Hevea brasiliensis aus den Versuchsplantagen von Ceylon. England denkt also nicht entfernt daran, sich nun selber ein Kautschukmonopol zu verschaffen.

Und wenn es schließlich doch der bei weitem größte Kautschuklieferant der Welt wird und unglaublich viel Geld an Gummi verdient, dann hat es das vor allem der Tatsache zu verdanken, daß es bereit war, ein Risiko auf sich zu nehmen, als in der ganzen Welt noch

Die gefährliche Konterbande ist entdeckt: Wickhams Orchideen – Heveensamen! Aber dennoch gelingt der historische „Diebstahl"

kein Mensch an die Zukunft des Plantagengummis dachte und selbst die Liverpooler Kaufleute den Eifer des India Office ironisch belächelten.

Bis zur Jahrhundertwende bleibt es bei Experimenten. Ganze 1750 Acker sind mit Heveen bepflanzt. Sechs Jahre später, als die erste Weltgummiausstellung stattfindet, sind es bereits 100 000 Acker.

Bis zur Jahrhundertwende muß immer und immer wieder Geld in die Versuchspflanzungen hineingesteckt werden. Aber als der englische Kaufmann zu begreifen beginnt, worum es sich handelt, nimmt er seiner Regierung die Initiative und die Sorge um den Plantagengummi ab. Zwei Milliarden Mark an britischem Kapital stecken in Gummipflanzungen, als der Zweikampf zwischen dem Plantagengummi und dem Blutgummi beginnt.

Und das Geld lohnt sich. Mit großer Mühe werden die ersten Gummiaktien untergebracht. Aber als das Duell mit der Niederlage des Blutgummi beendet ist, notieren an den Kautschukbörsen die Plantagenaktien mit vierhundert bis fünfhundert Prozent.

III.

Der Krach.

Wie ein gewaltiger Fächer liegt das Stromgebiet des Kongo über dem zentralen Afrika. Forscher und Abenteurer hat seit Jahrzehnten diese geheimnisvolle Schlagader des Herzens Afrikas gereizt, und einem von ihnen ist es sogar gelungen, dem ungeheuren Strom von seiner Quelle bis zur Mündung zu folgen — Stanley, dem Mann, der Livingstone fand.

Und Stanley berichtet der weißen Welt von den zahlreichen Negervölkern, die im Stromgebiet leben, von den gewaltigen Urwäldern und den reichen Bodenschätzen, die er am Kongo fand. Der große Kaufmann unter den Königen Europas, Leopold von Belgien, horcht auf. Es ist die Zeit, in der der schwarze Erdteil unter die weißen Völker aufgeteilt wird. Im Norden, Süden, Osten und Westen wehen die Flaggen Deutschlands und Großbritanniens, Frankreichs und Italiens. Das Kongogebiet, die Terra incognita Afrikas, aber ist noch Niemandsland.

Kupfer und Kautschuk — hatte Stanley berichtet? Kupfer und Kautschuk sind die wichtigsten Werkstoffe der Elektroindustrie, und diese noch so junge Industrie hat in dem klugen und kommerziellen belgischen König einen vorausschauenden Fürsprecher.

Unter dem Patronat Bismarcks geben die Großmächte ihre Zustimmung zu der Schaffung einer internationalen Kongogesellschaft unter der Präsidentschaft und dann sogar eines unabhängigen Kongostaates unter der Oberhoheit des belgischen Königs.

Es ist ein sonderbares Experiment, dem man da seine Zustimmung gegeben hat: Ein freier schwarzer Staat, beschirmt von der Hand eines weisen europäischen Königs, ein Staat, in dem vierzig Millionen Schwarze die Segnungen der christlichen Zivilisation erhalten und sich „freie Kongobürger" nennen sollen, in dem unbeschränkt und unbehindert seinem Erwerb nachgehen und Handel treiben kann, wer will — Weißer oder Schwarzer, und die Flagge des Friedens jeden schützen soll.

Ein humanitäres Experiment? Eine neuartige Kolonie? Eine wirtschaftliche Unternehmung? So ganz klar ist die Sache vorerst nicht, aber bald merkt man, daß die Wirtschaft dabei nicht zu schlecht wegkommt, denn eine Unzahl von kolonialen Kongogesellschaften entsteht, sendet Expeditionen ins dunkle Herz Afrikas, durchforscht Boden und Wälder, baut am unteren Stromlauf eine Eisenbahn, die die Stromschnellen des Kongo umgeht, läßt Städte aus dem Urwaldboden wachsen, errichtet Militär- und Handelsstationen und verwandelt von Grund auf das Leben im Kongobecken, dessen Friede bisher nur durch gelegentliche Einfälle arabischer Sklavenhändler aus Ostafrika gestört worden war.

Das Land wird wirtschaftlich erschlossen — eine Tätigkeit, die zu der edlen Devise des schwarzen Kongostaates in keinem Gegensatz zu stehen brauchte.

Aber es gab Gummi am Kongo, Wildgummi!

Und wie am Amazonas verwirrt auch am Kongo der Gummi die Geister.

•

Der Engländer Charles Henry Stokes ist Händler in Deutschostafrika. Er kennt das Land wie seine Hosentasche, und die deutschen Kolonisatoren freuen sich, den erfahrenen Briten unter sich zu haben. Er hilft den deutschen Pflanzern, er berät die deutschen Kolonialbehörden und ist der erste Engländer, den das Deutsche Reich für seine Verdienste um die Kolonisierung Deutschostafrikas mit einem Orden auszeichnet.

Stokes' Karawanen ziehen von Deutschost aus weit ins Herz Afrikas. Als ein echter afrikanischer Trader, dem der Busch vertrauter ist als den meisten Afrikaforschern, reist Stokes mit seiner Schar von eingeborenen Trägern allein durch den Urwald. Er kennt die Schwarzen gut genug, um sich furchtlos auch in die unbekanntesten Bezirke des äquatorialen Afrikas trauen zu können. Auf seiner letzten Reise, die ihn von Deutschost nach dem Westen führt, trifft er mitten im Urwald den weißen Kongokapitän Lothaire.

Zum erstenmal in seinem Leben verliert Stokes die Fassung, als Lothaire ihn von ein paar Negern festnehmen läßt.

„Sie sind Henry Stokes", fährt der Kapitän ihn an. „Wir kennen Sie. Sie sind einer von den verdammten Burschen, die uns die Nigger auf den Hals hetzen. Gestehen Sie, Sie haben den Schwarzen Waffen verkauft!"

Henry Stokes hat nichts zu gestehen. Er handelt mit allen möglichen Waren, aber nicht mit Waffen. Und außerdem befindet er sich auf dem Gebiet des Kongostaates, der durch den Berliner Vertrag von 1885 jedem Menschen ungehinderte und freie Handelebetätigung zu erlauben hat.

Der Kongokapitän zuckt verächtlich mit den Schultern. Berliner Vertrag!

„Sie sind überführt, Stokes!"

In panischem Entsetzen haben Stokes' Träger längst ihren Herrn verlassen. An einem Baum gefesselt verbringt Stokes die Nacht. Am nächsten Morgen wird er gehängt.

Der Fall Stokes erregt Aufsehen. In London und Berlin zweifelt niemand daran, daß Stokes ermordet wurde, weil er seinen Handel über Deutschostafrika betrieb und nicht über den Kongostaat und so die Kongoleute um ihre zehnprozentige Provision brachte.

Lothaire aber wurde, als England seinen Prozeß erzwang, freigesprochen, und das einzige Denkmal, das dem unglücklichen Stokes gesetzt wurde, war ein britisches Blaubuch, das das Schicksal aller Blaubücher teilte — vergessen zu werden.

•

Der Fall Stokes war nur ein Auftakt zu dem, was sich in den nächsten anderthalb Jahrzehnten ereignen sollte. Ein kleiner Vorgeschmack von dem, was unter

der Bezeichnung „Kongogreuel“ in die schwarze Liste der Weltgeschichte eingehen sollte.

Ein Jahr später im britischen Unterhaus:

Ein Abgeordneter erhebt sich, setzt sich den Hut auf, wie das Zeremoniell es von einem Unterhausmitglied verlangt, bas zu sprechen wünscht:

„Ist der Regierung Seiner Majestät bekannt, daß Eingeborene der britischen Kolonie Sierra Leone in den Kongostaat gelockt worden sind,

daß sie unter Aufsicht der Force publique Zwangsarbeit leisten mußten,

daß sie zu Strafexpeditionen gegen Neger, die zu wenig Gummi geliefert hatten, gezwungen worden sind,

daß man mehrere Neger aus Sierra Leone, also britische Untertanen, gehängt hat,

daß im Distrikt von Boma mehreren britischen Untertanen die Hände abgehackt worden sind, weil sie auf eigene Rechnung Gummi gekauft und weitervertrieben hatten?“

Der Vertreter der Regierung Seiner Majestät erhebt sich würdevoll. Ja, erklärt er, alle diese Dinge sind der britischen Regierung bekannt.

„Aber die Untertanen Seiner Majestät sind mit Wissen der britischen Vertreter in den Kongostaat gegangen, und jede nur mögliche Vorsicht wurde in ihrem Interesse beobachtet, aber . . . in Zukunft wird die weitere Verdingung von Arbeitskräften für den Kongo verboten werden.“

Kein weiteres Wort der Kritik kommt über die Lippen des Kolonialministers Chamberlain. Der Fragesteller setzt sich. Es herrscht Stille im Haus. Unter den Mitgliedern des Parlaments gibt es nicht wenige, die ihr Geld in Kongo-Gummi-Aktien angelegt haben. Sie schütteln den Kopf — übertriebene Gerüchte, aufgebauschte Geschichten ... Gut, britische Untertanen sind mißhandelt worden — in welchen Kolonien kommt so etwas nicht vor? Aber schließlich wird am Kongo doch unter dem strahlenden Wimpel der Nächstenliebe und Zivilisation gearbeitet . . .

Und Gummi gesammelt. Die Aktien der Kongo-Gummi- und Kupfergesellschaften stehen um diese Zeit, kurz vor der Jahrhundertwende auf 1000 bis 2000 Prozent.

Und wer sammelt Gummi? Es gibt ein hartes Gesetz im Kongo: Niemand darf Gummi sammeln, der seine Beute nicht den Vertretern der Behörden oder den von ihnen eingesetzten Aufsehern, schwarzen Capitäs in den Negersiedlungen, abliefert. Die „Behörden“ im Kongostaat aber sind die Vertreter einiger großer Gesellschaften, die ihrem König die „Mühe der Verwaltung“ in ihren Bezirken abgenommen haben, die sich ihre eigenen militärischen Stationen und ihre Privatarmeen halten und als unbestrittene Tyrannen herrschen.

Der Österreicher Rabinek ist einer von den vielen Europäern, die die Macht dieser Tyrannen zu spüren bekommen. Er handelt im Gebiet von Katanga mit Elfenbein, und seitdem der Hunger Europas und Nordamerikas nach Gummi unersättlich geworden ist, vor allem mit Gummi. Im Besitz einer vertraglichen Konzession der Katangagesellschaft fühlt er sich sicher. Was sollte ihm auch passieren? Er ist bekannt und angesehen von Lagos bis zur südlichen Grenze des Kongostaates, und garantiert ihm nicht die „Verfassung“ des Kongostaates, der Vertrag von Berlin, den ungehinderten Handel in diesem Land, das ein Musterbeispiel der schwarzen Freiheit sein soll?

Rabinek wird verhaftet. Ein Kriegsgericht wird sein künftiges Geschick bestimmen.

Ein sonderbares Kriegsgericht, in dem keine Richter sitzen, sondern nur Vertreter der großen Gummigesellschaften, Rabineks Konkurrenten also, die diese Gelegenheit benützen, den großen Trader zu einem Jahr Gefängnis zu verurteilen . . .

Es gibt kein Gesetz und keine Verordnung, keine gültige wenigstens, die dieses Urteil rechtfertigt, und Rabinek tut, was unter diesen Umständen völlig vernünftig erscheint, was aber der größte Händler des westlichen Äquatorialafrikas und der beste Kenner der Kongoverhältnisse niemals hätte tun dürfen – er legt gegen das Urteil Berufung in Boma, dem Sitz der Kongoverwaltung, ein.

„Dann werden Sie Gelegenheit haben, eine hübsche, kleine Reise zu machen“, erklärt ihm einer der „Richter“ in Katanga.

Eine hübsche kleine Reise von dreitausend Kilometer durch den Urwald.

Rabinek erreicht das Ziel seiner Reise nicht. Zwei Reisestunden vor der großen Siedlung Leopoldsville verscharren ihn seine schwarzen Begleiter.

Drei Briefe sind uns von Rabinek erhalten. In dem einen heißt es:

„Hier behauptet man, daß gefangene Europäer vergiftet werden. Wenn Ihr also nichts mehr von mir hört, könnt Ihr Euch vorstellen, was aus mir geworden ist . . .“

In dem Bericht über Rabineks Ende kann man heute noch lesen, daß Rabinek während der Reise sich selbst eine Morphiumvergiftung zugezogen hat.

Nie in seinem Leben hatte Rabinek Morphium zu sich genommen. Wenn er sich vergiftet hatte, dann eben am — Gummi.

*

Der Kongostaat kann als Gummiproduzent nicht annähernd mit Südamerika konkurrieren. Brasilien, Peru, und Bolivien dulden wohlwollend den afrikanischen Rivalen – was bliebe ihnen anderes übrig? –, aber die Produktion klettert immerhin von einigen Tonnen auf einige hundert, von einigen hundert auf einige tausend, und schon um 1900 steht der Kongostaat mit 5000 Tonnen Jahreserzeugung unter den afrikanischen Gummiländern an erster Stelle. Für die Weltkautschukwirtschaft ist und bleibt der Kongo unbedeutend, denn schließlich liefert ganz Afrika nicht mehr als 15 000 Tonnen, eine Menge, die sich auf 20 000 erhöht, als im Jahre 1910 der Gummirausch seinen Höhepunkt erlebt.

Nicht die Kautschukmenge also und nicht die Rolle des Kongo in der Weltwirtschaft haben das Kongogebiet unvergeßlich gemacht, sondern der Blutgummi.

Internationale Gesellschaften sind es zunächst, die im Kongogebiet arbeiten. Aber als der Kautschuk im Kongo anfängt, eine Rolle zu spielen, werden sie aufgelöst, und ein paar Trusts treten an ihre Stelle, die Abir-, die Kasai-, die Katanga-, die Anversoise-Gesellschaft und andere. Fünfzig Prozent aller Anteile sind im Besitz des Königs, über die andere Hälfte können die Gesellschaften selbst verfügen, und sie tun es mit dem Erfolg, daß der Reingewinn einer einzigen Gesellschaft, des Anversoise-Trusts, in zwei Jahren von 120 000 Francs auf vier Millionen Francs steigt. Die Gesellschaft, die ihren Sitz in Brüssel hat, besitzt allerdings im dunklen Afrika einen Vertreter, der sich sehen lassen kann.

Es ist der Kongokapitän Lothaire, der den zweifelhaften Ruhm hat, durch die Erhängung des Engländers Stokes die Augen Europas zum ersten Male auf den Kongo gelenkt zu haben.

Kapitän Lothaire führt Krieg im Kongourwald, Krieg um Gummi, denn die Zeiten, in denen die Schwarzen freiwillig in den Wald gingen und Gummi sammelten, sind längst vorbei. Sie fliehen, sobald auf dem Strom sich ein Dampfboot der Weißen sehen läßt; sie meiden die kleinen Forts, die überall errichtet werden; sie ziehen sich tief in den Wald zurück, und wenn sie irgend können, gehen sie auf französisches Gebiet.

Es ist nicht mehr die Chicotte, die scharfkantige Nilpferdpeitsche, die sie fürchten; sie fürchten den Krieg, den Gummikrieg, den der Kongokapitän Lothaire gegen sie führt, und in diesem Kriege sind sie machtlos. Das einzige; was sie tun können, ist, die Negeraufseher zu ermorden, die ihnen die Leute von der Anversoise in ihre Dörfer gesetzt haben, die Capitäs, die wie vom Blutrausch befallene Kannibalen in den Negerdörfern hausen.

In die Hunderte geht in der Zeit der schwersten Bedrückung die Zahl der an den Capitäs begangenen Morde. Jeder Mord zieht eine Strafexpedition nach sich, aber die Schuldigen werden meist nicht gefunden; sie wußten, was ihnen blüht, und sind längst geflohen. Dafür müssen andere büßen. Vom Erdboden verschwinden Dörfer, in provisorischen Gefängnissen verschmachten Frauen und Kinder.

Es ist ein sehr einseitiger Krieg, den Kapitän Lothaire führt; es gibt keine Gegner, die sich mit modernen Waffen wehren können, und wenn man ehrlich sein will, muß man diese Kriegszüge im Kongogebiet ganz gewöhnliche Metzeleien nennen.

Über eine stattliche Kriegsmacht verfügt der Kongokapitän. Sie kann sich zwar nicht annähernd mit den zweitausend bis an die Zähne bewaffneten Mann der Abir-Gesellschaft messen, aber für den Mongalla-Distrikt reicht sie aus. Bisher konnte noch jede Gummiorder, die aus Boma, dem Sitz des Gouvernats und der großen Gesellschaften, kam, ausgeführt und jede Unbotmäßigkeit unterdrückt werden. Man konnte in Boma mit dem Kapitän zufrieden sein.

Das System, das Kapitän Lothaire anwendet und mit Hilfe seiner schwarzen Streitmacht erfolgreich durchsetzt, verdient allerdings weniger Nachahmung, als es im ganzen Kongogebiet findet, und als dieses System in Europa bekannt wird und der Kapitän bei Nacht und Nebel aus dem Kongogebiet fliehen muß, ist es bereits zu spät, den Makel wieder abzuwaschen, der am Kongogummi haftet.

Wieder einmal



20.- RM.

„Der Widerspenstigen Zähmung“
Film: Agfa, Objektiv: 8,8, Blende: 12,5, Belichtung: 1/50 Sekunde, Wetter: klar. Reiter Alfred Zucker, 4. Kavallerie-Regiment 9

3 Schnappschußprämien!



10.- RM.

„Erste Hilfe"
Film: Agfa Panatomic, Objektiv: Elmar 5 cm, Blende: 3,5, Belichtung: 1/100 Sekunde, Wetter: Sonnenschein. Oblt. Mertz, Luftkriegsschule



10.- RM.

„Nachtbiwak". Objektiv: Tessar 4,5, Blende: 9, Belichtung: Verschluß offen, Wetter: Nacht dunkel, Blitzlicht: 25 Gramm hinter dem großen Zelt. Helmut Müller, 3. Komp. Nachrichten-Abteil. 42

In regelmäßigen Abständen sendet der Kapitän seine Trupps in die Dörfer seines Bezirks, um feststellen zu lassen, ob seine „Libérés" auch fleißig Gummi sammeln. „Libérés" hatte man im ersten Taumel der Begeisterung die Schwarzen genannt, die die Kongogesellschaft und später der Kongostaat unter seine Fittiche nahm.

In dem Fort des Kapitäns laufen alle Meldungen zusammen, aus dem Fort kommen alle Befehle. Lacroix heißt einer der Unterführer des Kapitäns, der Lothaires Befehle ausführt, und wenn wir Lacroix einen ausführlichen Bericht über die Kongogreuel verdanken, so leider nicht deshalb, weil diesem Herrn das Gewissen schlug, sondern weil ihn sein Herr und Gebieter wegen Unbotmäßigkeit hinauswarf. Lacroix erhält eines Tages den Befehl, mit dreißig Mann nach Ambas zu gehen und dort die Gummisammlung zu kontrollieren. Er findet die Neger des Dorfes jedoch nicht beim Gummisammeln, sondern auf dem Platz vor der Häuptlingshütte bei irgendeinem Palaver versammelt.

„Wo habt ihr euren Gummi?"

Man kann beim besten Willen nicht antworten, denn man hat in der Tat keinen Gummi gesammelt und sich damit schwer gegen die Gesetze des Kongo vergangen, die jedem Schwarzen das Gummisammeln zur Pflicht machen — ohne Entgelt versteht sich; die Unkosten, die, Verpflegung und Transport eingeschlossen, auf einem Kilo Kongogummi lasten, dürfen nicht mehr als zwanzig Pfennig ausmachen, wenn das Kilo daheim in Europa auch rund sechs Mark einbringt.

Man hat keinen Gummi gesammelt, und die Strafe, die die säumigen Nigger trifft, läßt an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig: Die Schwarzen werden niedergemacht, ihr Dorf wird verbrannt.

Lacroix kehrt zu seinem Vorgesetzten zurück, und da sich Vorfälle wie dieser in dem trübsten Kapitel der Kongogeschichte endlos wiederholen, brauchen wir nicht anzunehmen, daß Lacroix sich das Mißfallen seiner Vorgesetzten zugezogen hat.

Die exemplarischen Strafen wirken. Ein Volk von Hunderttausenden, von Millionen ist am Kongo unterwegs, um Gummi zu sammeln. Wie am Amazonas wird auch am Kongo auf die Gummibäume keine Rücksicht genommen. Mit Äxten geht man dem verwundbaren Baum zu Leibe und läßt ihn bis zum letzten Tropfen Latex bluten. Die frische Gummimilch schmiert der schwarze Sammler sich auf den Körper, Schicht für Schicht, läßt sie trocknen, zieht sie dann ab wie verbrannte Haut, ballt sie zu Knäueln und kehrt, wenn sein Korb voll ist und er vier, fünf Pfund beisammen hat, zu seinem Capità zurück.

Vom Capità wandern die Körbe zu weißen Aufsehern, von diesen zur nächsten Station, von der Station zum Distriktsfort und von dort zu den Gummifabriken der neuen Gummistädte des Kongo.

Immer weiter ziehen sich die mißhandelten Gummiwälder zurück. Aber die Ausbeute wächst trotzdem, und in gleichem Maße wachsen die Dividenden und Kurse der großen Gummitrusts. Da die Anfangskapitalien klein waren, beträgt der Kurs bald Tausende von Prozent; überschreitet die Jahresdividende bei weitem das eingezahlte Kapital.

Man darf den Aktionären in Europa zugute halten, daß sie nicht wußten oder vielmehr erst spät erfuhren, daß sie ihre Dividenden weniger dem unerschöpflichen Reichtum der Kongowälder verdankten als dem System Lothaire, der die schreckliche Gleichung aufstellte: Eine Patrone = ein Pfund Gummi.

Eine grauenhafte Fracht tragen zuweilen die Gummikörbe, die im Fort einlaufen: Obenauf auf dem Gummi liegen, auf eine Schnur gezogen, geräucherte Hände. Hände von Männern, Frauen, selbst Kindern. Sie sind der grauenhafte Befähigungsnachweis der schwarzen Dorfaufseher, der Capitàs, die hiermit dartun wollen, wie scharf sie, auf das Interesse ihrer Auftraggeber bedacht, gegen säumige Sammler vorgehen.

Wenn nicht viele Photos und zahllose Gerichtsprotokolle diese furchtbaren Verstümmelungen unwiderleglich bestätigen würden, man würde sie für die Ausgeburten einer sadistischen Phantasie halten. Aber leider lassen sie sich nicht bestreiten.

Eines Tages fährt der Generalgouverneur des Kongostaates, W., den Strom hinauf, der seinem Staat den Namen gab. Nie hat es, selbst in der dunkelsten Zeit, am Kongo an Männern gefehlt, die Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um dem Kongoterror ein Ende zu bereiten. Einer dieser Männer, der Schwede Sjonblom, tritt dem Generalgouverneur entgegen und erzählt dem einflußreichsten Mann des Staates, was sich am Kongo tut. Er hat seine Zeugen mitgebracht und läßt sie aufmarschieren: Väter, deren Töchter als Geiseln festgehalten werden, Frauen, deren Männer erschlagen worden sind, Mütter, deren Kinder verstümmelt worden sind.

„Das ist unglaublich, mein Herr, ich werde Nachforschungen anstellen lassen ..."

Der Gouverneur ist blaß geworden. Schließlich ist er und nur er allein für die Verhältnisse in dem Reich am Kongo zuständig.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, Exzellenz, daß ich meinen Bericht bereits dem britischen Generalkonsul unterbreitet habe."

„Um Gottes willen, dann erfährt es ganz Europa!"

Allerdings, bald weiß es ganz Europa, denn der britische Konsul ist Roger Casement, der im Auftrage seiner Regierung über die Verhältnisse am Kongo ein Weißbuch verfaßt, das ganz Europa erschüttert. Ganz Europas, einschließlich Belgiens, das selbstverständlich wie jedes andere zivilisierte Land das System Lothaire in Grund und Boden verdammt und einen Monstreprozeß erzwingt, in dem die Urheber der Kongogreuel mit ihrer Freiheit bezahlen, was sie der europäischen Zivilisation an Ansehen gestohlen hatten.

Lothaire jedoch und viele andere der Hauptschuldigen haben sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht.

•

Viel ist über die Kongogreuel geschrieben worden. Das sogenannte Kongosystem hat seine Verteidiger gefunden, die darauf hinwiesen, daß eine rentable Gummiwirtschaft am Kongo ohne rigorose Methoden gegenüber den Menschen wie den Bäumen überhaupt nicht möglich gewesen wäre, und die die Schuld an der Terrorwirtschaft den ganz besonderen Umständen gaben, den Eigenheiten der Konzessionswirtschaft sowohl wie der demoralisierenden Wirkung des afrikanischen Tropenklimas, womit sie zweifellos nicht Unrecht haben.

Noch mehr Gegner und Angreifer hat das Kongosystem gefunden, und wer die Parlamentsberichte fast aller europäischen Staaten aus jener Zeit nachliest, wobei er getrost auf die tendenziöse Zeitungsberichterstattung verzichten kann, wird sehr bald herausfinden, daß im Kongogebiet weit mehr geschehen sein muß, als hier angedeutet wurde.

Das Deutsche Reich kann es sich zur Ehre anrechnen, daß es als erster europäischer Staat gegen die Kongogreuel Stellung genommen und seine Pflicht als Pate des Kongostaates erfüllt hat. Aber in der Reihe der Empörten und Protestierenden fehlte auch kein anderes Land Europas, und vor allem nicht Belgien selbst. Allein, die wahren Schuldigen, nämlich die individuelle, die liberalistische Wirtschaft stellte niemand an den Pranger, und die sogenannte öffentliche Meinung beruhigte sich damit, daß die offensichtlich Schuldigen bestraft und überall Kongo-Reform-Gesellschaften gegründet wurden, die durch Kongresse und Resolutionen zwar an den Verhältnissen nichts änderten, aber dem seine Ruhe liebenden Bürger jener Zeit doch das Bewußtsein gaben, daß „etwas geschieht".

•

Es geschah auch etwas, und mit einem Schlage hörte der Gummiterror am Amazonas und am Kongo auf. Das Werk Hookers und Wickhams begann sich, Jahrzehnte, nachdem es in Angriff genommen worden war, auszuwirken, und was bürgerliche Empörung nicht vermochte und nie vermocht hätte, brachten eindeutige wirtschaftliche Tatsachen fast über Nacht zustande.

•

Dreißig Jahre liegt der „Diebstahl" der brasilianischen Hevea zurück. Die Welt hat längst vergessen,

daß vor drei Jahrzehnten ein gewisser Henry Wickham Heveasamen über England nach Indien gebracht und dort ausgesetzt hat. Die Gummiherren in Para, Iquitos, Manaos, London und Brüssel zucken mit den Schultern: Wenn es Sonderlingen Spaß macht, mögen sie in den botanischen Gärten Ceylons Heveen züchten. Geht uns das etwas an? In diesem Jahre, 1907, arbeiten in den Automobilfabriken der Welt bereits mehr als hunderttausend Menschen, werden hunderttausend Automobile erzeugt, und alle hunderttausend laufen auf Reifen aus Gummi, Wildgummi, Blutgummi.

In den eleganten Konferenzsälen der großen Gummigesellschaften kennt man nur ein Stoßgebet: Gott gebe, daß die Wälder am Amazonas und am Kongo genug Gummi hergeben, um hunderttausend, fünfhunderttausend, eine Million Automobile auf die gummibereiften Räder zu stellen.

Es ist wahr und nicht zu leugnen: die Automobilproduktion verdankt ihren ungeheuren Aufschwung von damals — so winzig er uns heute erscheint — ausschließlich der Gummierzeugung. Ohne Kautschuk wäre die Industrie wahrscheinlich in den Kinderschuhen steckengeblieben, denn es ist schwer ersichtlich, was die Automobiltechnik an die Stelle des Gummis hätte setzen wollen.

Und das war und ist die Tragik des planlosen technischen Fortschritts: Der „Fortschritt" fordert, und das lebendige Leben muß zahlen.

Man hat berechnet, daß am Kongo allein die Bevölkerung seit der Zeit Stanleys von vierzig auf sechzehn Millionen zurückgegangen ist. Diese Zahlen sind umstritten; wir wollen sie uns daher nicht zu eigen machen. Vierundzwanzig Millionen Menschen für ein paar hunderttausend Tonnen Kautschuk — das ist ein schwer faßbares Verhältnis.

Aber es scheint, daß auch der „Fortschritt" seine Gesetze hat, die nicht erlauben, gewisse Grenzen zu überschreiten.

•

Es ist ein aufgeregtes Jahr, das Jahr 1907. Zum ersten Male ist in Liverpool eine Ladung Plantagenkautschuk gelöscht worden. Die Menge ist gering, und wenn es nur nach der Quantität ginge, brauchte sich in London die Amazonas Company nebst etlichen Dutzend anderer Gummigesellschaften, brauchten sich in Brüssel die Abir und die Anversoise nicht sonderlich aufzuregen.

Nein, die Menge machte es nicht, sondern die einfache Tatsache, daß die Heveabäume von Heneratgoda offensichtlich den Rahmen der botanischen Gärten gesprengt haben, daß der Kulturkautschuk sich anmaßt, mit dem Wildkautschuk in Konkurrenz zu treten.

Die Menge? Mein Gott, ein paar Prozent der Weltproduktion!

Aber die moralische Wirkung dieser paar tausend Tonnen war ungeheuerlich.

Krampfhaft versucht man, der Öffentlichkeit zu verheimlichen, daß es heute so etwas wie Kulturkautschuk gibt. Einer Öffentlichkeit, die inzwischen die Verhältnisse am Putumayo und am Kongo kennengelernt und das schauerliche Wort vom Blutgummi geprägt hat.

Da sitzen sie zusammen in ihrem prunkvollen Londoner Büro, die Herren von der Amazonas Company. Die Haare des Señor Amarco, die einst wie poliertes Ebenholz glänzten, sind wirr, und die Perle in der Krawatte sitzt schief. Der Südamerikaner, der daheim in Iquitos residierte wie ein unabhängiger Fürst und sich durch Regierung und Regierungskommissionen so wenig stören ließ wie eine Fliege durch das Winken einer Hand, wird blaß vor den forschenden Blicken seiner britischen „Geschäftsfreunde", die heute wie Inquisitoren vor ihm sitzen.

„Meine Herren, meine Lordschaft, wenn Sie jetzt ihre Amazonasanteile abstoßen, ist die Amazonas Company ruiniert. Die gegenwärtige Marktlage ist absolut unnormal. Daß jetzt ein paar tausend Tonnen Plantagengummi billig auf den Markt kommen, ist ein reines Konkurrenzmanöver. Der Plantagengummi hat keine Zukunft! Man will nur die Preise drücken, und das hat man ja glücklich erreicht. Es muß Leute geben, die klaren Kopf behalten, Leute wie Sie, meine Herren!"

Señor Amarco fährt sich mit dem Zeigefinger zwischen Hals und Kragen.

„Eine Baisse, meine Herren, ein Manöver, weiter nichts. Ich kenne das Gummigeschäft seit einem Menschenalter. Wir haben selbst Experimente mit Plantagen gemacht ... Billiger als wir kann man nicht produzieren ... Meine Herren, wenn die Amazonas Company diesen Börsenkrach nicht übersteht, dann ..."

Die Amazonas Company übersteht diesen Börsenkrach nicht. Fast keine der alten Gummigesellschaften übersteht diesen Krach. Es ist keine Rede davon, daß der Kulturkautschuk schon jetzt dem Wildkautschuk Konkurrenz machen könnte. Aber Wildgummi, Blutgummi ist eine unbeliebte Sache geworden, und die humanen, die ach so fortschrittlichen und freiheitlichen Reformgesellschaften, die sich der Ohnmacht ihrer moralischen Parolen leider längst bewußt werden mußten, machen sich die stärkere Realität der stürzenden Börsenkurse zunutze, um ihrer Propaganda, ihrem Kampf für das Menschenrecht neues Leben zu verleihen.

Und die Kurse stürzen.

Sie stürzen ins Bodenlose. Für Schillinge kann man Gummiaktien mitten auf der Straße vor den Börsen von Paris, London oder Brüssel erwerben, Aktien, die man vor ein paar Monaten noch mit Tausenden hätte erwerben müssen.

•

Die großen Gummistädte am Amazonas und am Kongo halten diese Parforce nicht durch. In den Jahren von 1907 bis 1910 vollzieht sich das Schicksal des Blutgummis. Das seit Jahren aufgeschreckte menschliche Gewissen bedurfte nur der fallenden Tendenz der Börse, um sich durchzusetzen, und nun hagelt es Anfragen und Debatten in den Parlamenten von London und Brüssel und fast allen Hauptstädten der zivilisierten Welt, um endgültig zu depravieren, was längst nicht mehr unter die Kulturbegriffe Europas fiel, und was bisher kein Missionar und keine Reformgesellschaft ausgerichtet hat, vollendet in wenigen Wochen der Kurszettel.

Die britischen Teilhaber der berüchtigten Amazonas Company, aufgestöbert in ihrer Ruhe nicht nur durch den Kurszettel, sondern auch durch die Berichte der Untersuchungskommissionen ihrer Regierung, ziehen sich von ihrer Gesellschaft zurück. Sie danken, sie haben die Nase voll, und die temperamentvollen Beschwörungen eines Amarco und seiner Kreaturen widern sie an.

Sie sind Briten. Sie können Geld verlieren, aber niemals ihre Haltung.

Der Gummikrach ist die größte Börsensensation seit zwei Jahrzehnten. Vermögen vergehen wie Kerzen, die man ins Feuer wirft, und wer die Ruhe seines Herzens nicht in der Überzeugung wiederfindet, daß das Ende der großen Gummidiktatoren auch das Ende des Blutgummis bedeutet, wer spekuliert und verdient und jetzt verloren hat, ohne auch nur zu spüren, daß hinter der Bilanz blutvolles Leben pulst, wer sein Leben auf nichts anderes als das Konto, die Statistik, den Kurszettel, die Rentabilität und die Dividende gestellt hat — der sieht sich harten Entscheidungen gegenüber.

Der unerbittliche Señor Amarco, der seinem und der Welt Gummirausch, ohne mit der Wimper zu zucken, manches Menschenleben geopfert hat, zahlt dem Schicksal gerechten Tribut: er erschießt sich.

Sein Selbstmord ist nicht der einzige. Die Zeitungen jener Zeit berichten von vielen kleinen und großen Spekulanten, die das Ende des Blutgummis nicht überleben wollten.

•

Ungeheuer schnell wächst der Anteil des Plantagengummis an der Weltproduktion. 1907 wurde zum ersten Male das erste Hunderttausend (an Tonnen) übertroffen, 1909 hat sich die Menge verdreifacht, 1910, im Jahr der höchsten Kautschukpreise, versiebenfacht, und von nun an vergeht kein Jahr mehr, das nicht eine Verdoppelung der Erzeugung des Vorjahres bringt. Asien hat den Wert des Kautschuks entdeckt. Wie einstmals die Goldprospektoren Afrika und das westliche Amerika unsicher machten, wie einstmals in den Vereinigten Staaten die Hausierer mit Erdölaktien von Tür zu Tür zogen, so wanderten jetzt unternehmungs- und gewinnlustige junge Leute nach Ceylon, nach Niederländisch-Indien, nach den Straits Settlements und kauften dort Grund und Boden zu phantastischen Preisen auf, zogen Agenten von anständigen und zweifelhaften Plantagengesellschaften durch das Land, um Anteile unterzubringen; und man machte es den Leuten leicht, ihr Geld loszuwerden oder gewinnbringend anzulegen, denn die Anteile der neuen Plantagengesellschaften waren schon von zwei Schilling, zwei Mark, an zu haben.

Wieder einmal schwelgte man in Gummi und Geld. Und man hatte allen Grund dazu, denn die Motorisierung des Verkehrs machte Fortschritte, wie man sie nicht für möglich gehalten hatte. An die zweihunderttausend Kraftwagen werden allein in den Vereinigten Staaten im Jahre 1910 auf den Frieden der Städte und Landstraßen losgelassen. Der Aufschwung der neuen Plantagengesellschaften ist phantastisch, und im Gummitaumel des Jahres 1910 sind Dividenden von 300 Prozent keine Seltenheit.

Im Jahre 1913 ist der Anfall von Plantagenkautschuk mit 73 000 Tonnen bereits um rund 20 000 Tonnen größer, als je die Erzeugung von Wildkautschuk gewesen war.

Der Blutgummi ist besiegt.

Das furchtbare Sterben hat aufgehört. Es lohnt sich nicht mehr, Neger und Indianer mit der Peitsche in den Wald zu treiben. Die Marmorpaläste in Manaos, Para und Iquitos werden leer, verfallen, langsam dringt der Urwald in die Avenuen ein. Was mit einem Börsenkrach beginnt, vollendet die Natur. Unter ihrem Teppich verschwinden die Stationen und Forts und Faktoreien, erstickt der einstige Glanz der Urwaldstädte, und achselzuckend überlassen die weißen Gummisammler das Land den Indios und den Naturforschern.

Kein anderes Kapitel der Weltwirtschaftsgeschichte wurde so schnell und so endgültig ausradiert wie das des Blutgummis.

Der Blutgummi ist besiegt, aber er ist keineswegs besiegt worden durch die Natur. Selbst heute noch würde der Vorrat von wilden Kautschukbäumen in Südamerika und Afrika ausreichen, den Weltbedarf zu decken, und ohne Zweifel hätten Südamerika und Afrika heute noch ihr Kautschukmonopol, wenn — wenn ein gewisser Mister Wickham, den sein dankbares Vaterland inzwischen in den Adelsstand erhob, vor sechzig Jahren nicht ein paar tausend Heveasamen aus Brasilien hinausgeschmuggelt hätte. War es ein Zufall? Oder war es die Vorsehung, die es auf die Dauer nicht dulden wollte, daß ihr die Menschheit ihr Erzeugnis mit Blut aufwog?

(Schluß folgt)

Die Gasmaske

Wenn der folgenden Erlebnisschilderung der erste Preis unseres Wettbewerbes „Erleben unter der Fahne“ zuerteilt wurde, so deswegen, weil in der kleinen Geschichte „Die Gasmaske“ das ewige große Erlebnis deutschen Soldatentums, die Kameradschaft, einen besonders eindringlichen und von jedem hohlen Pathos freien Ausdruck gefunden hat.

Die Schriftleitung

Der Schütze Peters hockt in einem Loch, das mit kühler Erde ringsum seinen Leib einschließt. Gerade soviel Platz ist ihm geblieben, daß er wie ein Teufelchen aus der Schnappkiste – wie er als Kind es sich zu Hause auf dem Rummelplatz für einen Groschen kaufte – gerade so auf- und niedertauchen kann. Das Gewehr hält er zwischen den Knien und späht über die flache Deckung vor sich in das Gewirr und Gestrüpp von Heidekraut, Ginster und Pfählen. Peters ist vor einer halben Stunde aus der Stellung gekrochen, die am Vormittag seine Kompanie „friedensmäßig“ auf dem alten Kahlschlag am Rande des Übungsplatzes gebaut hatte. Nun hockt er im Abenddämmern vor der Stacheldrahtwand, in der die mit Steinchen gefüllten alten Konservenbüchsen matt schimmern, und horcht in den Abend hinein.

Zischelnd fährt der Wind durch die Kräuter, feiner Sand rieselt von den Steilwänden seines Erdloches und plötzlich scheppert eine von den Büchsen warnend im Draht. Vorsichtig dreht er den Kopf und da sieht er den Störenfried – eine kleine unscheinbare Haubenlerche, die auf dem Warnsignal neugierig hin- und herwippt und nun, als sich unter ihr der graue Stahlhelmhügel bewegt, davonburrt.

Horchposten ist Peters – mit vielen, guten Ermahnungen von seinem Zugführer an das Drahthindernis geschickt. Auserwählt wurde er, weil er in stiller, unauffälliger Weise stets gewissenhaft seinen Dienst erfüllt. Zuverlässig erscheint er dem Zugführer in seiner stets wachen Zurückhaltung.

Wie er so hockt und auf die Geräusche des Abends lauschen muß, da fröstelt es den jungen Soldaten. So kühl ist die Erde, in der er wie eine Pflanze hineingesenkt ist. So seltsam ist die Welt, wenn man das Auge nur drei Zentimeter über den Erdboden hinwegheben kann. Der junge Soldat kommt aus der Großstadt. Immer wieder ist er verwirrt, wenn er so allein und unmittelbar zwischen Erde, Wald, Wiesen und Himmel gestellt wird. Am Anfang seiner Dienstzeit, vor einem halben Jahr, da empfand er das nicht so stark im Betrieb des handwerksmäßigen Drills. Aber nun – nun ist dieses Wald und Erde, Licht und Schatten, Ginster und Heide, zu einer ungeheuren Wichtigkeit für ihn geworden. Doch will er es nicht wahr haben, denn sein ganzes Wesen ist noch immer erfüllt und übersponnen von der brutalen Kraft der Großstadt, von ihrer fordernden Hast und Fülle und dem bezwingenden Rausch des Lärmens und Jagens.

Schon in seiner jüngsten Jugend fraß sich dieses steinerne Wesen in ihn ein. Es formte sein Gesicht, machte ihn gespannt und scharfsichtig – aber es waren ganz andere Dinge, die ihn so hellwach werden ließen. Das, was ihn seinen Mitsoldaten gegenüber, den Jungens aus der ländlichen Bevölkerung der kleinen Garnison, so überlegen und zuverlässig erscheinen läßt, es ist etwas anderes. Es ist ein stets waches Mißtrauen gegen die Menschen und Dinge seines bisherigen Lebens. Es ist ein tiefeingewurzeltes Gefühl der Einsamkeit und ein rücksichtsloser Wille, seinem Weg und nur seinem Erfolge zu leben. Ellbogenfreiheit schafft er sich, aber mit dem versteckten Können und Instinkt, die ihm seine Großstadtjugend einimpfte. Und diese Dinge hier sind ihm so fern. Darum steht er auch all den neuen Erlebnissen und Werken seiner begonnenen Soldatenzeit abwartend gegenüber.

Bei diesen halbeingestandenen Gedanken huschen seine Augen hin und her und sehen staunend, wie mit den schreitenden Schatten die Bilder fließen und zerfließen. Nun steht die dunkle Wand des Waldes drohend und geschlossen drüben. Vor ihr aber, als mattschimmerndes Band, leuchtet die Stellung des Feindes. Dort hatte heute nachmittag unter scherzendem Zuruf der dritte Zug geschanzt und seine Hindernisse gehämmert. Jetzt jedoch ist „Krieg“, und lautlos deckt die Nacht hüben und drüben das Tagewerk zu.

Plötzlich zupft es am Draht, der von seinem Arm aus die 20 Meter zurück zur Stellung läuft. Vorsichtig dreht er sich um.. Er sieht einen Schatten sich in dem schmalen Kriechgraben vorwärts schieben. „Kennwort!“ flüstert er, „Hindenburg“ tönt es zurück. „Wohin“, flüstert er wieder. Da schiebt sich die Gestalt eines Unteroffiziers neben ihn. „Passen Sie gut auf, Peters“, zischelt er ihm ins Ohr, „wir vier sollen durch den Draht beim Feind eine Gasse schneiden und sie markieren; unsere MG. tarnen die Geräusche durch Feuer. – Wenn ich zurückkomme, heben Sie die Hand, damit ich den Rückweg finde!“ – „Jawohl!“ – Neben Peters schieben sich drei weitere Gestalten vorbei. Lautlos rollen sie vorwärts, ohne Koppel, mit der Mütze auf dem Kopf. Handgranaten, Gewehre oder Pistole und Drahtschere halten sie in der Hand. Peters starrt ihnen nach. Dann duckt er sich unwillkürlich. Rechts hinter ihm hämmert ein leichtes MG. los, hastig und aufgeregt scheint es. Nun steigt zischend eine Leuchtkugel hoch, entfaltet ihren Schein an dem dunklen, wolkenbehangenen Himmel, und für Sekunden wird eine phantastische Landschaft erhellt. Pfähle, Draht, Wacholderbüsche, weiße Erdhügel und Klumpen – es ist, als ob diese Dinge verkrampft stehen und sich böse und lauernd anstarren. Peters kneift die Augen zusammen. Sein Abschnitt, 50 Meter lang und breit, – soweit kann er sehen – da rührt sich nichts. Doch – gerade vor ihm erkennt er, unbeweglich in den Boden geschmiegt, den Körper eines Soldaten aus dem Spähtrupp.

Nun verlöscht die Leuchtkugel und fast schmerzhaft fällt das Dunkel in die angespannten Augen. Es ist in der Dämmerung und Einsamkeit eine unbewußte Erwartung über den jungen Soldaten gekommen. Das lautlose Heranschleichen der Dunkelheit, die unheimliche Umformung der Welt zum Geheimnisvollen im Finstern, das ihn erregt. Nun flammte das Licht wie eine Bogenlampe am Himmel auf, grell beleuchtet und nackt standen die Dinge wieder vor ihm. Da schüttelt er die fremde Stimmung ab.

Er grinst vor sich hin: „Welch ein Quatsch, hier zu sitzen und Krieg zu spielen“. Was kommt für ihn dabei heraus? Verlorene Zeit, – wenn er jetzt noch hinter seinem Ladentisch stünde, dann könnte er lernen, verdienen, vorwärtskommen, aber so – ?

Wieder zuckt er zusammen. Im Dunkeln kommt eine lange Gestalt auf ihn zu. Als er sie anruft, hört er die Stimme seines Kompaniechefs, hinter ihm kommt der Oberstleutnant, der dieser Nachtübung beiwohnt. Nun bleiben sie neben seinem Loch stehen und flüstern. Weiß leuchten die Schiedsrichterbinden an den Armen.

Peters überlegt: „Wenn die hier stehen, dann ist dicke Luft! Da wird sich wohl etwas tun!“ – Aber nichts ist zu hören. Wieder zupft es an der Verbindungsschnur: dreimal! Damit wird das verabredete Zeichen für die Ablösung gegeben. Peters macht sich schon fertig, da hört er hinter sich ein Geräusch., Die Parole wird ihm leise zugerufen. Der Schütze Larsen schiebt sich auf Knien und Ellenbogen neben ihn. Die beiden Soldaten unterhalten sich flüsternd. Peters erklärt dem neuen Posten genau, wo und wie der Spähtrupp zurückkommen wird.

Während sich die Soldaten noch hastig unterhalten, geht beim Feind drüben ein Mordsspektakel los. Leuchtkugeln, grüne und rote, flammen auf. Handleuchtzeichen werden aus dem Stellungsnetz in die Drahthindernisse geworfen. Maschinengewehre lärmen dazwischen, und nun sieht man im letzten flackernden Schein der Leuchtzeichen einige Gestalten springen. Sie werfen sich im Hechtsprung nach vorn, flitzen hin und her, man hört fluchen und ein kurzes Lachen – dann ist es wieder still und finster. Larsen hat sich halb aufgerichtet, er starrt hinüber. Seine Augen glitzern. Sein Mund ist im

Aufruf!

Viele Tausende von deutschen Frontsoldaten des Weltkrieges haben ihre

Gedanken, Eindrücke und Erlebnisse

während des Krieges in der Form von

Tagebüchern

zu Papier gebracht. Die einen haben laufend Tagebuch führen können, die anderen haben nach dem Abschluß besonders ereignisreicher Episoden und Kampfabschnitte ihre Erinnerungen frisch niedergeschrieben.

Es ist sicher, daß in den Schreibtischen der alten Frontsoldaten und in den Schränken der Hinterbliebenen unzählige

Kriegstagebücher

deutscher Soldaten ruhen und ein Material enthalten, das es sowohl wegen seines historisch sachlichen Inhalts als auch seines sittlichen Reichtums wert erscheinen läßt, der breiten Öffentlichkeit zur Kenntnis gebracht zu werden, der Frontgeneration zur Erinnerung, der Jugend zur Nacheiferung.

Die Zeitschrift »Die Wehrmacht«, die heute schon in Hunderttausenden von deutschen Häusern gelesen wird, wendet sich deshalb an ihre Leser und Freunde mit der

Aufforderung,

im eigenen Familienkreise nachzuforschen, ob wertvolle Kriegstagebücher vorhanden sind, und diese dann an die Schriftleitung der Zeitschrift »Die Wehrmacht«, Berlin W 8, Kronenstraße 37, einzusenden. Wir werden alle Einsendungen sorgfältig prüfen und die geeigneten erwerben, um sie in absehbarer Zeit zur Veröffentlichung zu bringen.

Auch seltenes Bildmaterial

(Photos, Ansichtskarten, Flugblätter usw.), das zu dem eingesandten Text in Beziehung steht, ist der Schriftleitung erwünscht. Nicht verwertete Einsendungen gehen an den Einsender zurück. Allen Einsendungen ist Rückporto beizulegen.

Wir bitten

unsere Leser und Freunde, sich nach Kräften an diesem Versuch zu beteiligen, unseren deutschen Frontsoldaten ein neues, schönes Denkmal zu setzen.



lautlosen Lachen halb geöffnet. Er hält in begeisterter Erregung die Schulter von Peters umkrampft. Der aber schüttelt diesen Griff ab und schaut in das junge Gesicht mit spöttischer Ruhe.

„Mensch!", flüstert Larsen heiser, „das war ja knorke, so ungefähr muß es damals gewesen sein –!" „Na, dir imponiert auch jeder Krach –!" sagt Peters anzüglich; denn Larsen kann er nicht leiden, der ist ihm irgendwie in seiner leichten Art und begeisterten Bereitwilligkeit überlegen. Auf einmal werfen die Schiedsrichter auf ihre Stellungen kleine Rauchkörper, die matt aufpuffen mit weißlichem Rauch.

„Ja, knorke –", raunt Peters höhnisch und zerrt an seiner Gasmaskenbüchse. Der Wind bringt schon den ersten scheußlichen Geruch des Übungsgases heran. „Verflucht!", schimpft Larsen und reibt sich die Augen, „ich habe meine Büchse im Graben liegengelassen." Peters starrt ihn wie ein vorsintflutliches Tier aus den tellerrunden Glasaugen seiner schnell übergestülpten Maske an. „Ja, unsertwegen brauchten wir diesen Rummel nicht üben," murmelt er, „aber, weiß man denn, was die anderen dereinst mal zusammenbrauen werden?" – Larsen hört schon gar nicht mehr hin, denn aus dem Rüssel dieses Wesens, das da im Dunkel der Nacht neben ihm hockt, dringt nur ein Gemurmel. Er preßt den Kopf in die Erde und hält den Ärmel vor die tränenden, beißenden Augen. „Donnerwetter, die Schiedsrichter machen es aber auch zu toll heute –!"

Peters wendet sich und will zurückkriechen. Was geht es ihn an, wenn der andere so bummelig ist? – Trotzdem regt sich in ihm ein gewisses Mitleid und großzügig sagt er: „Mensch, kriech zurück und hol dir deine verdammte Maske –!" Larsen schüttelt heftig den Kopf und stöhnt leise vor ersticktem Husten. Hastig stößt er hervor: „Damit der „Alte" mich einsperrt, wo ich sowieso dafür schon reif bin, wie er sagt –?" „Na, denn nicht, heul dir man die Augen aus dem Kopfe", erwidert Peters. Aber er dreht sich immer noch nicht um. Die beiden jungen Soldaten liegen einen Augenblick still nebeneinander. Um sie wogt der weißliche Dunst zahlreicher Knallkörper, sonst können sie keine zwei Meter weit sehen. In Peters Gehirn arbeitet es fieberhaft: „Hier warten, bis der andere zurückkommt? Nun, das wäre anständig gewesen und dabei billig und mühelos, – doch der will ja nicht." – „Ja, reinfliegen tut er bestimmt, wenn er von seinem Posten zurückkommt ohne Befehl. Was bleibt da zu tun –?"

Peter weiß das längst, aber er kämpft mit sich. In seinem störrischen und eigensüchtigen Herzen wirbelt es. Was sollte es ihm für Nutzen bringen, dem anderen die eigene Maske zu geben, damit er auf dem Posten bleiben kann. Selbst zurückkriechen, ohne Maske – und die von Larsen in der Stellung aufsetzen? Na also, was zögerst du noch, Peters? – Es ist nicht der Gedanke an die Kameradschaft oder an eine Guttat. Nein, diese Dinge, wie gesagt, liegen verschüttet in ihm, denn sein Leben kannte bisher nur Zweck und Gewinn. Und trotzdem, – vielleicht fühlt er in dieser Übungsnacht zum erstenmal sich einbezogen in den geheimnisvoll wirkenden Kreis, der das Tun all dieser Menschen vom „Alten", dem Chef der Kompanie, bis zum schnell entflammten Mitsoldaten Larsen umschließt. Vielleicht ahnt er zum ersten Male das harte und edle Gesetz, unter dem er steht.

Kurz entschlossen reißt er seine Gasmaske runter, legt sie neben Larsen und schlängelt sich ohne Umdrehen den kurzen Kriechgraben zurück. Fast bereut er diese Tat schon, denn die Luft beißt scheußlich quälend in die Augen, in Mund und Nase. Die Tränen laufen ihm über die Backen. Kaum kann er atmen. Er kriecht Meter auf Meter zurück. Er möchte laufen, nur schnell zurückstürzen aus diesem höllischen Dunst – aber er staunt über sich selbst, nicht einen Meter geht er vom vorgeschriebenen Weg ab, bis er sich stöhnend in das tiefe Loch der Stellung fallen läßt. Dort steht der Feldwebel. Im Schein einer aufflackernden Leuchtkugel sieht er die Reihe der Kameraden ihn aus den gläsernen Froschaugen anstarren. Da sieht er die Gasmaske von Larsen stehen. Er ergreift sie, stülpt die Maske über und dann meldet er – fast taumelnd noch – dem Feldwebel: „Horchposten 1 richtig abgelöst, alles in Ordnung! Spähtrupp noch nicht zurück." Der Feldwebel aber schimpft in seinen Maskenrüssel hinein: „Peters, fangen Sie auch schon an zu bummeln? – Das nächstemal werden Sie Ihre Gasmaske wohl bei sich haben, Freundchen!"

Am nächsten Tage kommt Larsen zu Peters, gibt ihm die Hand und sagt: „Bist'n feiner Kerl, Peters, das hätte ich nicht von dir gedacht. Warst ja anständig bisher, aber'n guter Kamerad eigentlich noch nicht. Wolltest mit uns nichts zu tun haben. Aber das gestern, – das war in Ordnung!" –

Und von Stund an spürte Peters das erste Mal, was es heißt, Kameraden zu haben, dadurch, daß er in jener Stunde selbst Kamerad wurde, durch die verdammte Gasmaske.

C. Stephanus, Oberleutnant u. Adjutant

Zum Waschen und zum Reinemachen nimm die bewährten Henkelsachen:

Persil × Henko × Sil × iMi × ATA

Von Landratten und Seebären

Stube 118

Ein heiterer Tatsachenbericht aus dem Leben der neuen Rekruten mit nützlichen Winken für solche, die es noch werden wollen

Von Hans Wendt

Eine Schilderung mit viel Humor, vor allem aber ein Hohelied auf die Kameradschaft. Witzige Illustrationen. Preis RM. 2,50

Zuuustände

Käptn Isegrim plündert die Garnkiste

Launige Kurzgeschichten aus dem Leben der heutigen Kriegsmarine mit vielen anschaulichen, grotesken Zeichnungen. Preis des buchtechnisch sorgfältig und schmuck hergestellten Bandes RM. 3,80

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Bestellschein

Hiermit bestelle ich vom Verlag „Die Wehrmacht" GmbH., Berlin W 8, Kronenstraße 37

______ Expl. **Stube 118**

______ Expl. **Zuuustände**

Den Betrag habe ich auf Ihr Postscheckkonto Berlin 382 eingezahlt – bitte ich durch Nachnahme zu erheben.

Name ______

Adresse ______

Sie müssen Briefe schreiben, die Eindruck machen!



Sachlich, flott, kurz, verbindlich. Bestellen Sie meinen großen Briefsteller: „Briefe, die Eindruck machen", 336 S., in Ganzleinen gebunden, RM. 4.– portofrei (Nachnahme RM. 4.35). Verkaufs-, Bewerbungs-, Mahn-, Beschwerdebriefe, Schreiben an Behörden, Verträge, Klagen, Widerklage, Hilfe ohne Rechtsanwalt, Privatbriefe zu allen Gelegenheiten. Nur das richtig gewählte Wort bringt Erfolg und Nutzen. Garantie: Rücknahme bei Unzufriedenheit!

Buchversand Gutenberg, Dresden - S. 371



An solchen bekannten Beispielen sieht man es immer wieder, daß eben nicht die Nahrung allein, sondern die Art, wie der Körper sie verarbeitet, darüber entscheidet, ob man dick wird. Um das gesunde Verhältnis in der Nahrungsverarbeitung herzustellen, empfiehlt es sich, morgens, mittags und abends nach jeder Mahlzeit 1–2 Dragees Neunzehn zu nehmen. Der Fettabbau kommt durch Dragees Neunzehn auf völlig unschädliche Weise zustande. Dragees Neunzehn sind ein Spezialpräparat, das aus den Forschungen des bekannten Universitätsprofessors Dr. med. H. Much hervorgegangen ist. Dragees

„Neunzehn"

ein reines Naturprodukt

Preis: Packung zu 40 Stück RM. 1,50, zu 150 Stück RM. 4,20. – Zu haben in allen Apotheken

Vertrauen gegen Vertrauen!

Sie bestellen bei mir eine gutgehende elegante Flache



Armbanduhr für Herren oder für Damen. Ich liefere Ihnen dieselbe zu 15.– auf Teilzahlung in **5 Raten**

Mit gutem Werk auf Steinen laufend. Gehäuse Walzgold-Doublé oder Chrom oder echt Silber. Jede Uhr mit **Garantieschein** und vom **Uhrmacher** genau geprüft und reguliert. Nichtgefallen Rücknahme, also kein Risiko für Sie.

Uhrenversand Hansa 69 Margarethe Teichmann **Lübeck** Körnerstraße 20-22

Kieler Matrosen-

Kinder-Anzüge, Kleider u. Mäntel. Kit., Körpergröße (Scheitel bis Fußsohle), Knabe od. Mädch. u. Beruf angeb. Marine-Offiziertüche, Jachtklubsjacken, farb. Kammgarne für Anzüge, Damenmäntel, Kostüme, Kleider. Bemustert. Angebot u. Preisliste grat. 3-4 monatl. Ratenzahl. Marine - Versandhaus **B. Preller, Kiel 197**

Marken-Füll-Halter

kleine Raten

Katalog kostenlos

Schwarz & Wähner Füllhaltergesellschaft Hamburg 11, Slomanh. W

Gbr. Wodke

Hoch- und Betonbau

Bautischlerei

Sägewerk

+

Rathenow

Rhinower Str. 1

Telephon 2034

Trauringe

1/3 Anz. / Wochenrate 1.–

Goldschmied Nehls Hamburg 36/60

Jedes Ungeziefer an allen Tieren vernichtet garantiert

Kontra-Ungeziefer-Pulver

giftfrei, geruch- u. reizlos! Dose 1.– u. 2.50 RM. durch Apoth.-Drogerien od. Alleinherstell. **Gg. Vogger,** Geisenfeld 1. Obb.

Porzellan

Kristall

Bestecke zu: aus deutsche Werkarbeit

12 Monatsraten

Katalog kostenlos

Badische Besteckges. Marquis & Co. K. G. Mannheim 15

„OSTA" Qualitäts-Kaffee

1000 g zur Probe franko

1/4 kg Kons.-M. 1.00

1/4 kg Haush.-M. 1.08

1/4 kg Hotel-M. 1.12

1/4 kg I. Sorte 1.34

RM. 4.54

Tägl. frisch. Röstung

Otto Stadtlander Bremen 36 W Wall 158/160

Sämtliche Militär-Kraftfahr-Formulare

HUGO HÖNICKE Berlin W 9 PotsdamerPlatz 1 (Columbushaus)



Sie Mittel kaufen gegen **Haarausfall** Schuppen, Juckreiz etc. **müssen Sie wissen,** was Geheilte sagen über den auch in hoffnungslosen Fällen bewährten **HAARGEIST** nach Apotheker F. W. Busch (SPEZIAL-PRÄPARATE) **Ratgeber** mit vielen Zeugn. **kostenlos** u. unverbindlich durch den Hersteller: **Theod. C. H. Rosemann** Lübeck 28 A

Kroll & Straus

BERLIN SO 36

Elisabethufer 31

Lager sämtlicher Formblätter für die Wehrmacht

Do you speak English?

Haben Sie einige Vorkenntnisse in der englischen oder französischen Sprache? Dann verlangen Sie umsonst und unverbindlich „Paustians Lustige Sprachzeitschrift" einen Monat zur Probe. Tausende sind begeistert, weil man durch sie auf frisch-fröhliche Weise überraschend leicht die engl. und französ. Sprache beherrschen lernt. Alle 10 Tage ein Heft, enthaltend beide Weltsprachen, für nur 30 Pfg. – Schreiben Sie noch heute.

Verlag Paustian, Hamburg 1, Chilehaus 137

Bronchitis, Asthma

chronische Verschleimung, quälender Husten, Luftröhrenkatarrh, wurden selbst in alten Fällen mit **Dr. Boether-Tabletten** erfolgreich bekämpft. Unschädliches, kräuterhaltiges Spezialmittel. Stark schleimlösend, auswurffördernd, gewebefestigend. Reinigt, beruhigt und stärkt die angegriffenen Atemwege. In Apoth. RM 1.43 und 3.50. **Begeisterte Dankschreiben von Patienten, zahlreiche schriftl. Anerkennungen von Ärzten!** Interessante Broschüre mit Dankschreiben sowie **Probe kostenlos.** Schreiben Sie an Dr. Boether GmbH. München 16/R 57

Kaufe preiswert von unserer Fabrik bezw. vom grössten Versandgeschäft der Branche



Über 1 Million zufriedene Käufer

ca. 30000 Dankschreiben

Sehr leichtes Erlernen nach Selbsterlern-Schule.

Günstige Ratenzahlungen.

Versand nur an Private

Meinel & Herold, Klingenthal i. Sa. No. 416

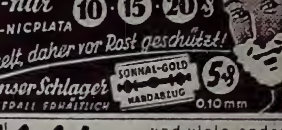
Musikinstrumente · Sprechapparate - u. Harmonikafabrik

Verlangen Sie sofort unseren Hauptkatalog · Zusendung kostenfrei!

Efha FLEISCHWAREN

bewährt und bevorzugt als Mannschaftsverpflegung

EFHA-WERKE, BERLIN-BRITZ

Solche und viele andere häßliche **Nasen-**formen erhalten durch meinen 15fach patentierten Nasenformer **Orthodor** eine edlere Linie. Stups-, Sattel-, Entenschnabel-, breite oder schiefe Nasen werden korrigiert. 6,50 RM., **mit weich. Lederpolster** 8 RM. Nachn. Versand zuzügl. Porto durch **Schröder-Schenke. Gegr. 1896 Berlin W 52,** Kleist-Straße 26 II

Für's Kind Spielwaren

Größte Auswahl zu billigen Preisen praktisch. Geschenkartikel / Christbaumschmuck / Fahrräder Nähmaschinen Kostl. Katalog Nr. 62

Franz Verheyen Frankfurt-Main 62

Prismen-Feldstecher



f. Militär, Luftschutz, Wehrsport, Reise, Jagd, ab Fabrik v. 45.–. an. Katalog frei Ratenzahlung.

DR. WÖHLER Optische Fabrik, Kassel 18

Schießpreise und Ehrengaben Bilder und Büsten von Führern **M. Fleck & Sohn,** Hamburg 11 Formationen Katalog anfordern

Wäschenamen

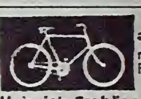
Otto Leich, Fürstenwalde, Spree

waschechter Leinendruck

Garantie-Fahrräder

mit Freilauf ohne Rücktr. 27,– RM., m. Freil. u. Rücktr. 31,50 RM. Ein starkes Rad mit Freilauf u. Rücktritt Halbballon, Chrom-Dynamo-Beleucht., Glocke, Pumpe, Schloß, Gepäckträg. 39,50 RM. direkt an Private. Ständig Nachbestellung. Jedes Rad 8 Tage z. Ansicht. Pracht-katalog gratis.

Triepad-Fahrradbau Paderborn 108



ab RM. **29.–** mit Garantie und Freilaufrücktr. Nabe Katalog frei!

Heinrich Froböse, Bielefeld 42

Schrauben Muttern

speziell Rundblechschrauben und Rundmuttern, schnell und billig, bei

Karl Dresler & Co. Wermelskirchen - W. (Rhld.) Telefon - Nr. 2502

Grau!

Spezial-Haaröl beseit. graue Haare od. Geld zurück. Nchh. frei. Ch. Schwarz Darmstadt 681 Herdw. 91a



FOTO

1) Groß-Katalog mit 300 „sprechenden" Bildern, den Marken-Kameras.
2) Gelegenheiten-Liste (Fundgrube)
3) Bunte - Fotohefte **kostenlos**

Ihr Vorteil: 5 Tage zur Ansicht, Teilzahlung, Garantie, Fernberatg. durch Deutschl. größt. Foto - Ladengeschäft

FOTO-SCHAJA MÜNCHEN-E 37

Der Welt größte Leica - Verkaufsstelle



Visiermittel sind nur für den Laien scheinbar unwichtige Hilfsmittel – der Schütze dagegen weiß genau, daß es gerade auf sie ankommt und wie sehr gerade die Abstimmung von Kimme, Korn und Büchse das Schußresultat beeinflußt. Die ganze Büchse muß also wie aus einem meisterlich präzisen Guß sein, sonst hilft dem Schützen alle Übung nichts. WALTHER-KKS-Büchsen sind sorgsamste Thüringer Feinmechanik von unerhörter und kaum vergleichlicher Genauigkeit. – Sehr verständlich, wenn dann Meisterschützen behaupten: Nur einmal WALTHER probieren – und dann nur noch WALTHER schießen!



An die Waffenfabrik WALTHER, Zella-Mehlis, Thür. – Die Bezeichnung ihrer Kleinkaliber-Büchsen interessiert mich – erbitte Ihre Druckschriften S 106

Name: ______

Ort: ______

Straße: ______

3 x Kurz gelacht – (ha-ha-ha!)

HA-HA-HA

Friedrich der Große fand in den Offizierlisten, die ihm jährlich eingeschickt wurden, einen gewissen Leutnant Widebom, der bei einem schlesischen Regiment stand, stets mit den Worten angeführt:

„Ein schlesischer Soldat und schlechter Dichter."

Bei einer Revue fragte der König nach dem Leutnant Widebom und verlangte von ihm, er solle auf der Stelle ein paar Verse machen.

Dieser fing sogleich an:

„Gott sprach in seinem Zorn:
Ich will, daß Widebom
Mir auf der Menschen Erde
Nie mehr als Leutnant werde."

„Ich will ihm beweisen, daß er sich irrt," sagte der König. „Er ist Hauptmann jetzt; aber geschwind mach er mir noch einen Vers."

Widebom besann sich nicht lange und fuhr fort:

„Der Zorn hat sich gewandt,
Hauptmann bin ich genannt;
hätt' ich noch Equipage,
So hätt' ich mehr Courage."

„Nun, er soll auch eine Equipage haben," antwortete der König, „aber verschon er mich künftig mit seinen Versen."

Aus dem Jahre 1914 stammt folgende Anekdote:

Der Gouverneur einer englischen Kolonie in Afrika erhielt vom auswärtigen Amt in London im August 1914 eine Kabeldepesche: „Krieg erklärt, verhaftet sämtliche Feinde im Distrikt."

Wenige Tage später lief in London die Antwort des Gouverneurs ein:

„Habe verhaftet: acht Franzosen, zwei Deutsche, drei Belgier, zwei Holländer, einen Österreicher und einen Amerikaner. Drahtet, mit wem Krieg!"

Friedrich der Große nahm einmal eine Parade der Zietenhusaren ab, wobei ihm ein stämmiger Bursche mit einer Narbe vom Mund bis zum einen Ohr auffiel.

„In welcher Schenke hat Er sich die Schramme geholt?" fragte der schlechtgelaunte Monarch.

„Bei Hochkirch, wo Majestät die Zeche bezahlt haben", war die schlagfertige Antwort des Zietenhusaren, die ihm die Beförderung zum Sergeanten einbrachte.



„Wenn ich meine Bäckerei mal vergrößere, kaufe ich mir sowas zum Kuchenausrollen!"

Zeichnung Manfred Schmidt

HA-HA-HA HA-HA-HA HA-HA-HA HA-HA-HA

Hier wird der Geist geschliffen

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Arabische Landschaft, 4. Fluß vom Harz, 7. sportliche Veranstaltung, 10. neuer deutscher Werkstoff, 11. Gebirge Kleinasiens, 12. Frauengestalt aus Goethes Jugendzeit, 13. Reformator, 14. Teil des Kopfes, 15. physikalischer Begriff, 17. japanische Münze, 19. Fürwort, 20. junges Mädel, 21. neuzeitlicher Baustoff, 22. Überbleibsel, 23. Farbenton.

Senkrecht: 1. Holzmaß, 2. Truppengattung, 3. Konterfei, 4. Frauenname, 5. russ. Kriegshafen, im Krimkrieg belagert, 6. Gleichwort für Schluß, 8. abgekürzter Männername, 9. Name der ehemaligen spanischen Königin, 13. wichtiger Erwerbszweig, 15. Teil des Körpers, 16. Gewässer, 17. Weichselzufluß, 18. Strom in Sibirien, 20. Getränk der Germanen.

Werbung

Rat und davor eins verstellt,
Hat Erfolg, doch kostet Geld.

Skat-Aufgabe

7 Trümpfe und doch . . . !

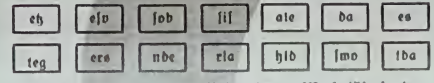
Der Spieler Mittelhand M hat nach Aufnahme des Skates folgende 12 Karten: 4 Unter (Buben); Eichel (Kreuz) 9, 7; Grün König, Ober, 9, (Pik König, Dame, 9); Rot Ober (Herz Dame); Schellen König, Ober (Karo König, Dame). Er spielt mit 7 Trümpfen Grün (Pik) und hat das Pech, daß seine Gegenspieler schon mit dem 3. Stich 60 Augen erhalten.

Vorhand V hat 18 Augen in Eichel (Kreuz); 10 in Grün (Pik); 11 in Rot (Herz) und 0 in Schellen (Karo).

Hinterhand H hat 1 Eichel (Kreuz), 1 Grün (Pik), 4 Rot (Herz) und 4 Schellen (Karo) mit zusammen 56 Augen.

Was drückte M, welche Karten hatten V und H und wie war der unglückliche Verlauf der ersten 3 Stiche?

Sinnspruchmosaik



Werden die obenstehenden Mosaiksteinchen richtig geordnet und die Wörter sinngemäß getrennt, so entsteht ein Ausspruch von Otto von Bismarck.

Brückenbauen

Licht . . . . buch, Wand . . . . beuge,
Flaschen . . . . karte, Ehren . . . . mann,
Mond . . . . eile

Zwischen die obenstehenden Wörter ist auf die punktierte Linie je ein einsilbiges Hauptwort zu setzen, das dem ersten Wort als Schluß, dem zweiten als Anfang dient. – Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der Brückenwörter den Staat, der als erster im Heer den Skilauf einführte.

Schachaufgabe

Von M. Segers.



Weiß: Kf8; Dg1; Tc4, d1; Lh2; Sa3, a6; Bd5.
Schwarz: Kd6; Ta5, e5; Lb8, e6; Se7; Ba4, d7, g6.
Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus Nummer 23

Silbenrätsel: 1. Eisenzeit, 2. Iwan, 3. Granate, 4. Näherei, 5. Eduard, 6. Regimentsfahne, 7. Romulus, 8. Unterhaus, 9. Herero, 10. München, 11. Insulin, 12. Silbe. (Eigner Ruhm ist Neides Sonne)

Gute Manieren: Belag, Gabel.

Sinnspruch nach Punkten: Weinprobe, Schmalkalden, Amtssiegel, Pflaumenmus, Buße, Lampendocht, Bidassoa, Schwager, Lehrerin, Wundarzt, Brechung, Kategorie. – Einmal siegen muß doch das Wahre und Rechte.

Rösselsprung: Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe,
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Rede sich
Geschlossen sieht! (Goethe)

Der Lehrer spricht: Schelling, Schlingel.

Zitatmosaik: Ein guter Soldat ist ein guter Kamerad.

Buchstabenbild: Nachtkerze.

Wörter gliedern: Sundgau, Chor, Honorare, Lieferscheine, Isar, Essen, Flause, Feuerzauber, Eisbombe, Nachteile. – Schließen.

Geographisches Zahlenband: Iller, Waal, Arber, Aden. – Badenweiler

WILHELM von KRIES, LONDON

IM ZEICHEN DES REKRUTENMANGELS

ENGLANDS „ÜBERGANGSMANÖVER"

Die diesjährigen englischen Manöver standen im Zeichen der Neurüstung Englands, die im Frühjahr im Unterhause von der Regierung beantragt und inzwischen gebilligt worden ist. Wer sich die Kürze der inzwischen verflossenen Zeit vor Augen führt, erkennt ohne weiteres, daß die wie üblich im September abgehaltenen Übungen das Merkmal des Übergangsmäßigen tragen mußten. Die Aufrüstung steht ja noch auf dem Papier. Soweit sie das nicht tut, tritt sie nach außen aus dem einfachen Grunde nicht sichtbar hervor, weil England keine allgemeine Wehrpflicht kennt. In den Staaten wie Deutschland, wo ein Volksheer die Landesverteidigung bildet, wird jede Wehrvorlage sofort sichtbar. Das englische Heer ist trotz der riesenhaften militärischen Kraftanstrengungen Englands immer noch sozusagen ein unsichtbares Heer geblieben.

In diesem Jahre trat diese Eigenschaft der englischen Armee noch stärker hervor, als es sonst der Fall war. Die für Manöverzwecke angesetzten Truppenteile verfügten nur über Bruchteile ihres Sollbestandes. Eine ganze Anzahl von Bataillonen zählte nur 200 Mann. Manöverfeinde und -freunde waren also bestenfalls nur markiert. Die ganzen Operationen waren nur „angedeutet".

Sie gliederten sich in drei Abschnitte. Den Anfang machten die Übungen der kleineren Verbände. Daran schloß sich die Hauptkampfhandlung, ausgeführt von zwei „angedeuteten" Divisionen. Die große Schlußübung aber wurde ganz ohne irgendwelche Truppen, sondern nur von den Befehlshabern und ihren Stäben durchgeführt. Äußerlich kam also der augenblickliche Menschenmangel des englischen Heeres in immer gesteigerter Deutlichkeit zum Vorschein. Denn in der Tat: man führte mit einem Schattenheere den Krieg im Frieden! Worin fraglos ein Stück Absicht lag, nämlich die, dem eigenen Volke die „Notlage" der Landesverteidigung drastisch vor Augen zu führen. Dieses Ziel ist vollständig erreicht worden.

Für den Deutschen hat diese „Leere" eines englischen Manöverschlachtfeldes etwas Erstaunliches. Es mag erklärend gesagt werden, daß Palästina, Indien und der Ferne Osten in der Hauptsache für diese Neuordnung der englischen Truppenteile verantwortlich sind.

Die Dreigliederung der diesjährigen englischen Herbstmanöver entsprach einem dreifachen Zweck. Einmal wurden der einzelne Mann und seine Unterführer „dressiert", dann folgte die Ausbildung der Stäbe und schließlich im Manöver mit Schattentruppen die Ausbildung der Armeeführung. Dreifach war auch der praktische Ausbildungsgang gegliedert. Verbandsmanöver, technische Manöver unter Benutzung einiger Typen der neuen Waffen und schließlich Übungen im militärischen Denken. Von diesen hat die englische Öffentlichkeit wenig erfahren, die Zahl der „strategischen" Offiziere ist in jedem Heere verhältnismäßig klein und besonders klein im englischen, da es ja nur die dritte Linie der englischen Landesverteidigung bildet. Die den wichtigsten Manövern zugrunde liegende Idee war für deutsche Begriffe höchst eigentümlich, sie war nämlich politisch. Während man bei den Brigademanövern von der Vorstellung eines Krieges zwischen Ostland und Westland ausgegangen war, bestand die Manöveridee im Divisionsmanöver in einem Bürgerkrieg. Aufständische Truppen hatten den Regierungstruppen den Weg nach London, der Hauptstadt, verlegt. Die Aufgabe der an die Nordostküste Englands zurückgedrängten Regierungstruppen bestand also



Im Laufe der britischen Manöver veranstaltete auch die Küstenartillerie der britischen Territorial-Armee ein Wettschießen um einen vom König ausgesetzten Preis. Unser Bild zeigt eine 23cm-Batterie bei Plymouth

den Anderen

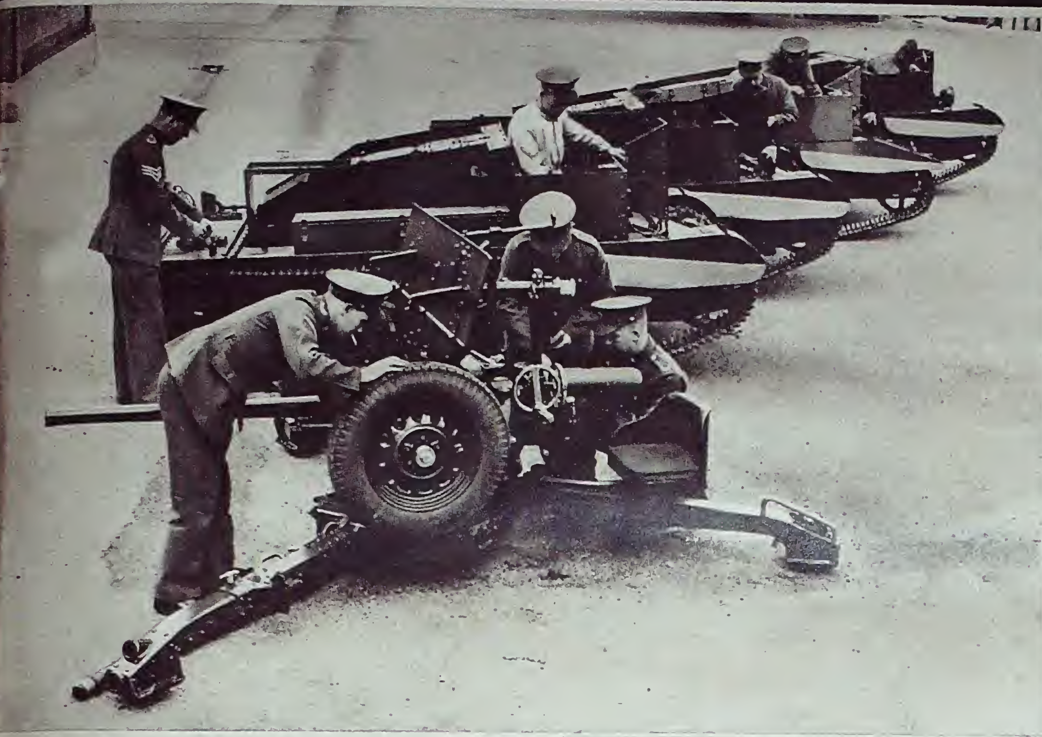


Bild oben: Gepanzerte MG.-Träger (Einmannkampfwagen). Im Vordergrund ein Panzerabwehrgeschütz

darin, an den Aufständischen vorbeizukommen oder sie zu schlagen. Die Aufständischen ihrerseits mußten versuchen, den Regierungstruppen in den Weg zu treten und alles zu tun, um ihren militärischen Wert zu vermindern. Wir können gleich sagen, daß diese Aufgabe gelöst worden ist. Nach einem Umgehungsmanöver zogen sich die „Aufständischen" auf ihre Hauptstellung zurück, zwangen ihre Gegner zum Angriff und fügten ihnen dabei so schwere Verluste zu, daß sie im Ernstfalle keinen Machtfaktor mehr bildeten. Die Verteidigung ist stärker als der Angriff, das ist jedenfalls das Ergebnis der englischen Manöver. Die Ursache dieses Resultates ist natürlich in dem derzeitigen Stande der englischen Heeresreform zu suchen. Das englische Heer muß ja in der Heimat in der Defensive geschult werden.

So hat man denn auch, unter anderem, den strategischen Rückzug geübt. Ein bekannter englischer Militärschriftsteller, der Generalmajor Temperley, macht in diesem Zusammenhange ein bemerkenswertes Eingeständnis. Im Herbst 1918 hätte der alliierte Vormarsch die Grenzen des Möglichen im Augenblick des Waffenstillstandes erreicht gehabt. Weiter hätte man Nachschub nicht vorbringen können, nämlich durch das von den deutschen Truppen bei ihrem Rückzug zerstörte Kampfgebiet.

Wie die Dinge heute in England liegen, konnten die Herbstmanöver diesmal keine großen Neuheiten bringen. Zum ersten Male nahmen daran die neu eingeteilten Brigaden teil. Eine englische Brigade besteht nur noch aus drei Bataillonen. Die Bataillone selbst aber sind sehr mobil geworden. Jedem von ihnen steht ein Wagenpark von 50 Fahrzeugen zur Verfügung. Die Ausbildung der Truppe in der Handhabung dieses ungeheuren Fuhrparks auf den ängstlich schmalen englischen Landwegen war offenbar eine sehr wesentliche Aufgabe der diesjährigen Manöver.

Von neuen Waffen ist wenig zu berichten. Wie es heißt, sind zwei der neuen I-Tanks, die jetzt hergestellt werden, zum ersten Male eingesetzt worden. Sie waren aber, abgesehen von der anscheinend sparsam eingesetzten Luftwaffe, die einzigen sichtbaren Zeugen der neuen englischen Aufrüstung. Ihr Zweck besteht darin, der angreifenden Infanterie den Weg zu bahnen! Die Manöver zeigten, daß das leichter gesagt als getan ist. Zwei Tanks stießen in großem Stile vor, übersahen aber ein Maschinengewehrnest in einem gut gedeckten Graben. Die den Tanks nachfolgende Infanterie geriet daher in eine böse Falle. Sie bildete einen der Höhepunkte des englischen Manöverkrieges.

Es mag abschließend gesagt werden, daß man im nächsten Jahre wohl schon mit den neuen Rüstungsmitteln üben wird. Was an neuem Kriegsgerät in England vorhanden ist, bleibt vorläufig noch „geheim", und nur einige Spezialtruppen sammeln damit ihre Erfahrungen.

Die diesjährigen Manöver wurden dazu benutzt, um die Volkstümlichkeit des englischen Soldaten im Interesse der Rekrutierung zu heben. Das war natürlich nur an Ort und Stelle möglich. Soviel Mühe sich die englische Presse auch gegeben hat, die „Schlachten" in East Anglia und den dort späterhin ausgebrochenen „Bürgerkrieg" interessant zu gestalten, so reichte doch die Zahl der Truppen ebensowenig wie die der technischen Neuheiten aus, um ein wirkliches Interesse daran entstehen zu lassen. Die diesjährigen Manöver waren für die englische Öffentlichkeit „Übergangsmanöver". Was sie für den englischen Oberbefehlshaber, den englischen Generalstab und das Kriegsministerium bedeuteten, wissen diese Stellen selbst am besten.



Bild rechts: Getarnte englische Infanterie

Aufnahmen: Associated Press (4)

Bild unten: Motorisierte Abteilungen spielten in dem Manöver die Hauptrolle. Unser Bild zeigt einen motorisierten Kanonenzug



K.P., PRAG

„PRÄSIDENTENMANÖVER"

DIE TSCHECHOSLOWAKISCHE ARMEE ÜBT



Offiziere der tschechischen Armee zeichnen auf der Karte die Manöverlage in Mähren ein
Aufnahmen: Associated Press (2)

Die tschechoslowakische Wehrmacht hat in diesem Jahr ihre Herbstschlußübungen in „kleineren Verbänden" zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gebieten abgehalten, und zwar, wie amtlich zur Kenntnis gegeben wird, in drei Gruppen: das Korps Olmütz in Nordmähren, zwei slowakische Korps in der Westslowakei und zwei böhmische Korps in Südwestböhmen im Raum Blatna-Pisek. Aus irgendwelchen Gründen blieben die Übungen in der östlichen Slowakei in der amtlichen Berichterstattung unerörtert; sei es, daß sie nicht als vollgültige Manöver gezählt wurden, weil die 2. Gebirgsbrigade (Rosenau) allein beteiligt war und sich eher in der Geländeüberwindung als im Kampf zu erproben hatte; sei es infolge der Nichterreichung des „Kriegszieles".

Für die Gesamtbetrachtung ist es aber nicht unwesentlich, diese vierte Gruppe mitzuzählen. Es wird dann eher aus der Wahl der Manövergelände ein Begriff, der die tiefere Absicht offenbart, die — über die reine Erprobung in der Waffenkunst hinaus — den tschechoslowakischen Schlußübungen seit dem Jahre 1935 zugrunde liegt. Und umgekehrt: Alle tschechoslowakische militärische Planung, bzw. das, was man über diese Planung weiß (aus Veröffentlichungen von zuständigen Fachleuten), wird bestätigt durch die Wahl der alljährlichen Manöverstätten und die Anlage der Übungen. Das heißt praktisch: Bis zum Jahre 1934 hat sich der Prager Generalstab, der nicht nur aus Gründen der Überwachung der Ausbildung oder der politischen Kontrolle den französischen General Mittelhauser ein Jahrzehnt lang zum Chef hatte, darauf vorbereitet, im Ernstfall mit allen verfügbaren Kräften über die Grenzen nach Westen zu stoßen, um seine Truppen am Main mit den ostwärts vorstoßenden französischen zu vereinigen, also die „Mainlinie" eine militärische Wirklichkeit werden zu lassen. Ein solcher Plan war ein Kolumbusei angesichts der Bündnislage und angesichts eines Gegners, dem die Mainlinie politisch Schwierigkeiten bereitete, der nach Frankreich hin offen lag und 100 000 Mann stehendes Heer hatte (während in der Tschechoslowakei 150 000 Mann Aktivheer und bis 1930 fast anderthalb Millionen ausgebildete Reserven vorhanden waren).

Seit 1933 aber hat sich vieles geändert, in Deutschland und in Europa — auch die großen Umrisse der Planung des tschechoslowakischen Generalstabes. Es blieb wohl die Frontstellung nach Westen und Norden. Aber die Basis wurde weit zurückgelegt. Wie seither die militärischen und wirtschaftlichen Maßnahmen, die Art des Ausbaues der Kommunikationen und Befestigungen, aber auch militärische Schriften (am deutlichsten die des Generalstabsobersten Moravec) besagen, kommt es nunmehr im Ernstfall darauf an, den „aus dem Norden" eingedrungenen Feind hinhaltend, sich ostwärts zurückzuziehen, bis man sich mit den „aus dem Osten" gekommenen Hilfstruppen vereinigen und dann in gemeinsamer Front die eigentliche Entscheidung herbeiführen kann. Also muß dem „Feind aus dem Norden" der Vormarsch erschwert und dem Freund aus dem Osten der Anmarsch erleichtert werden. Daher werden im Osten, in der Slowakei und in Karpatenrußland — bei Sicherung gegen Nord und Süd — Bahnen und Straßen gebaut; im Westen des Staates hingegen Hindernisse, so die Befestigungen in den Grenzgebirgen Böhmerwald, Erzgebirge, Sudeten, aber auch auf den Höhenzügen, die den Staat in sich zwischen West und Ost spalten, das sind die Böhmisch-Mährische Höhe und die Weißen und Kleinen Karpaten.

Wenn nun vor zwei Jahren im mittelslowakischen Gebirgsland geübt wurde, so war die tiefere Absicht der Wahl des Geländes ebenso in ihrer konkreten Abstellung auf den Ernstfall erkenntlich, wie im Jahre 1936, da um die Böhmisch-Mährische Höhe (auf ihrer Westseite) und um die Weißen und Kleinen Karpaten zwischen Ost und West gekämpft wurde.

Bei den diesjährigen Manövern lag nun im Grunde genommen die gleiche Konzeption vor. Die 2. Gebirgsbrigade übte Übergänge im ostslowakischen Gebirge. Die beiden westslowakischen Korps operierten nun nicht mehr im wesentlichen auf dem Kamm der Kleinen und Weißen Karpaten, aber doch um diese Karpaten, nämlich am Osthang bis zum Gebiet der Waag hin. In den frühen Morgenstunden des 17. August begannen diese Kämpfe. Es ging um den Besitz der Kleinen Karpaten, der Waagniederung und schließlich des Waagflusses selbst. Die blaue Partei stand am Westhang der Karpaten, die rote östlich der Waag. Angekündigt war ein Begegnungskampf von Kavalleriebrigaden, die durch motorisierte Einheiten verstärkt waren. Wie sich dann herausstellte, handelte es sich auf beiden Seiten so gut wie ausschließlich um motorisierte Kavallerie. Überraschenderweise konnten die Blauen trotz der gegnerischen Fliegertätigkeit durch die Pässe an den Osthang des Gebirges vorbrechen (sic!). Die Roten setzten über die Waag über und rückten beschleunigt nordwestlich vor. Sie konnten noch einen Ausfall der Blauen aus dem Tatarenpaß verhindern, mußten aber dem Druck der Blauen wieder weichen. Sie sperrten zunächst den Raum von Gallstein, konnten sich indes auch hier nicht halten und beschränkten sich schließlich darauf, den Übergang der Blauen über die Waag zu verhindern. Das gelang denn auch, aber unter schwersten Verlusten, und hätte nicht unter schweren Opfern eine Kriegsbrücke geschlagen werden können, wäre das Gros der Roten dem Untergang oder der Gefangenschaft anheimgefallen. Die Lehren daraus liegen auf der Hand. Sie haben es nicht in sich, optimistisch zu stimmen. Der Trentschiner Korpskommandant, General Elias, leitete diese Übungen, die zwei Tage dauerten.

Am 24. August begannen dann die „Präsidentenmanöver" des Olmützer Korps im Raume um Mährisch-Trübau, also östlich der Böhmisch-Mährischen Höhe, die im übrigen nicht eigentlich ein Gebirge ist. Wiederum stand Blau, geführt vom Brigadegeneral Lička, westlich, und Rot, unter Brigadegeneral Birula, östlich. Leiter der Manöver war Korpskommandant Luža, Leiter des Schiedsrichterdienstes Brigadegeneral Ingr. Manöverzweck war nicht so sehr der Bewegungskrieg, als vielmehr die Erprobung der „Nebendienste". „Sanitäter" und „Train" hatten schwere Tage, und wie teilnehmende Soldaten berichten, war es nicht so sehr bewußte Prüfung, sondern unzureichende Organisation, wenn einzelne Abteilungen 24 Stunden ohne Essen blieben. Im ganzen waren auch hier die Blauen die Erfolgreichen. Sie stießen im Morgengrauen des 24. August aus dem bewaldeten Abschnitt nördlich von Gewitsch nach Osten vor. Im Gelände von Horka und Hradisko lieferten sie den Roten ein erbittertes Gefecht und überschritten schließlich das Flüßchen Gewitsch. Präsident Benesch und die Mehrzahl der Minister hatten sich auf dem Manöverfelde eingefunden, von dem Dr. Benesch an die Glatzer Grenze in die Gerichtsbezirke Mährisch-Altstadt und Grulich zur Besichtigung der Festungsanlagen fuhr, welche die stärksten sind, die die Tschechoslowakei überhaupt baut.

Eine Demonstration des Motorismus waren dann die Übungen der Korps Pilsen und Prag II im Raum Blatna—Pisek in der Zeit vom 31. August bis 3. September. Sie waren auf die Blicke der ausländischen Beobachter eingestellt, die eingeladen waren, und zwar die Militärattachés und eine schweizerische Abordnung unter Oberst-Korpskommandant Labhart, während alle übrigen Übungen nur unter französischen und sowjetrussischen Augen stattfanden. In der Motorisierung war ja die tschechoslowakische Wehrmacht der Mehrzahl der anderen europäischen voraus, und in Zahlen darüber schwelgt Prag gern, soweit es nicht höhere Gründe verbieten. Also nennt es ein Blatt ein Vergnügen, den Einsatz zu sehen von 500 Motorrädern, 300 Autos, 10 Autobussen, 750 Lastautos und über 200 leichten und schweren Kampfwagen. Rot stand diesmal im Süden, Blau im Norden. Eine klare Entscheidung wurde nicht erzielt und auch nicht angestrebt, vielmehr ging es um die Erkundung des reibungslosen Zusammenwirkens der technischen Waffen.





Heeres- und Marinemeisterschaften im Kraftfahrgeländesport 1937

„Den Bäumen wurde angst und bange"

Am Morgen des 4. Oktober senkte sich auf dem Hofe der Kraftfahrkampftruppenschule in Wünsdorf die Startflagge und gab den Weg frei für 90 Krafträder und 109 mittlere geländegängige Personenkraftwagen, die drei Tage lang um den Titel des deutschen Heeres- und Marinemeisters kämpften.

Der Weg führte von Wünsdorf über Jüterbog nach Halle (erster Tag), von dort durch Thüringen nach Ohrdruf (zweiter Tag) und endigte mit einer Streckenfahrt durch den Thüringer Wald. Es war ungeheuerlich, was von Mann und Maschine gefordert wurde. Auf große Strecken war es eine Fahrt ohne Weg. Die ungünstigen Witterungsverhältnisse der beiden ersten Tage, in denen langanhaltender Regen die Wege und Hänge mit abgrundtiefem Morast gefüllt hatte, zwangen die Fahrer zu unerhörter Konzentration. Nur eine vollendete Fahrkunst konnte überhaupt die Gesamtstrecke, die etwas über 700 Kilometer betrug, bewältigen. Daneben waren den Teilnehmern noch eine Anzahl militärischer Aufgaben gestellt, wie Entfernungschätzen, Findigkeitsaufgaben und vor allem Schießprüfungen. Auf die Erfüllung der vorgeschriebenen Bedingungen, gerade der letzten Prüfung, wurde besonderer Wert gelegt; denn, so betonte der Inspekteur der Kraftfahrkampftruppen und für Heeresmotorisierung Oberst Kempf, was nützt dem Fahrer im Ernstfall die ganze Fahrkunst, wenn er den Gegner nicht zu treffen vermag?

Die Querfeldeinfahrten auf der Wünsdorfer Versuchsstrecke mit ihren unerwarteten Kehren und Steilhängen, ihrem welligen Boden und den engen sandigen Passagen brachte bereits die ersten Ausfälle. Der später einsetzende Landregen verschlammte die zu befahrenden Feldwege der Mark und Mitteldeutschlands mehr und mehr. Krad- und Pkw.-Fahrer rutschten mit ihren Maschinen wie wild in diesem Morast hin und her. Man kann ermessen, wie schwierig das Gelände wurde, wenn man daran erinnert, daß am Kontrollpunkt Gennewitz bei Halle von der Leitung die bei der Querfeldeinfahrt vorgesehenen Hindernisse gestrichen wurden, die in steilen Auf- und Abfahrten an Wiesenhängen bestanden. Um Fahrer und Maschine nicht unnötig der Gefahr des Überschlagens auszusetzen, mußte die Strecke an dieser Stelle vereinfacht werden.

Was die Fahrer aber am zweiten Tag an Schwierigkeit des Geländes erwartete, ging hart an die Grenze der Zerreißprobe. Die Hänge und Wege waren durch den strömenden Nachtregen bis zur Unbefahrbarkeit verschlammt. Trübe lehmige Schmutztümpel standen dort, wo sonst die tiefen Rillen der Ackerwagenräder ihre Spur eingegraben hatten. Langsam, Meter um Meter, mit beiden Beinen arbeitend, rutschten die Kraftfahrer vorwärts. Es wurde viel gestürzt und noch mehr geflucht. Völlig verdreckt und maßlos erschöpft erreichte das Gros der Teilnehmer mit großer Verspätung die erste Kontrollstation dieses Tages in Wiehe. Fahrer und





Die „Gußeisernen" – die Sieger



Der englische Militärattaché Hotblack, der als Gast dem Wettbewerb beiwohnte, beglückwünscht einen Preisträger der Solomaschinen



Als letzte Prüfung mußte am Ziel in Ohrdruf noch eine Schießübung absolviert werden



Die Marine fühlte sich natürlich am wohlsten im welligen Gelände

Der lyrische Beifahrer: „Die Landschaft ist so herrlich, daß ich mich mal für fünf Strafpunkte eine halbe Stunde auf die Bank setzen möchte!"

„Können Sie mir sagen, wie das nächste Dorf heißt?"
„Ja, aber nur, wenn Sie mich auf Ihrem Soziussitz mitnehmen!"

Die Schuld an kleinen Beulen trugen einzig und allein die Bäume. Sie taten erst so, als wäre genug Platz zum Durchfahren. Wenn sie den Wagen aber zwischen sich hatten, drängten sie sich zusammen

Das wichtigste beim Geländefahren ist, daß man im rechten Moment und am richtigen Platz Gas gibt!

Zeichnungen: Manfred Schmidt
Aufnahmen: Günther Pilz (5), Schütze Werner Krauss (1)

Kraftrad waren nicht mehr zu erkennen. Der fette Ackerboden, der sich zwischen Schutzblech und Rad geklemmt hatte, wurde in fliegender Hast mit dem Schraubenschlüssel weggestoßen, dann heulten die Motoren wieder auf. Bis zur Tankstelle in Griesstedt war die Zeitverzögerung so groß geworden, daß die Sollzeit hier bereits bis zu zwei Stunden überschritten wurde. Am dritten Kontrollpunkt, den Fahner Höhen, ergab sich die gleiche Situation wie am Vortage: die an sich schon gefährliche Strecke hatte der Regen unpassierbar gemacht, und sie mußte gestrichen werden, sehr zur Enttäuschung der Zuschauer und zur – Freude der Kämpfer.

An diesem Tage hatte der soldatische Geist, die moralische und seelische Widerstandsfähigkeit und der unbedingte Wille zum Durchhalten einen grandiosen Sieg erfochten. Unsere Wehrmachtfahrer haben gezeigt, daß sie mit vollem Einsatz bis zur letzten Kraftreserve zu kämpfen vermögen. Es ist unnötig, an dieser Stelle Namen zu nennen, die bereits im Heereskraftfahrsport vollen Klang besitzen, denn nicht nur die Sieger in diesem Wettbewerb, sondern jeder einzelne gab sein Bestes, um seine Tüchtigkeit unter Beweis zu stellen. Der zweite Tag zeigte, daß nur die Einsatzbereitschaft und die Fahrkunst das Entscheidende ist.

Die Leidtragenden waren ohne Zweifel die Kräder, während den Pkws. die Bewältigung dieser Strecke weniger schwer fiel. Das beweisen die Ausfälle von zehn Maschinen, die allein nur von den Krädern getragen werden mußten.

Gegenüber diesem gigantischen Kampf mit Schlamm und Morast mutete die Streckenfahrt durch das grüne Herz Thüringen am letzten Tage wie eine Erholungsfahrt an. Gewiß waren auch hier eine Anzahl Stellen zu passieren, die die ganze Aufmerksamkeit erforderten. Doch war ein gut Teil der Strecke so unschwer zu bewältigen, daß die Fahrer wohl ab und an einen Blick auf die in herbstlichen Farben prangenden Berghänge des Thüringer Waldes werfen konnten.

Am Truppenübungsplatz von Ohrdruf angekommen, mußte noch eine Findigkeitsaufgabe gelöst werden, die darin bestand, daß die Fahrer in Querfeldeinfahrt zehn Punkte anzufahren hatten, die auf einem Meßtischblatt eingezeichnet waren.

Sinn und Zweck dieser Heeresmeisterschaften war, die besten Fahrer und Soldaten ausfindig zu machen, die durch die Überreichung der Wehrmachtsportplakette des Herrn Reichskriegsministers geehrt wurden. Es war eine Prüfung der soldatischen Eigenschaften von Mannschaften und Einzelfahrern, es war ein Beweis für die Leistungsfähigkeit der deutschen motorisierten Abteilungen.

Dr. Erich Lorenz.

Hauptschriftleiter: Dr. Richard Jügler, Berlin-Steglitz. Stellvertreter des Hauptschriftleiters und für den Inhalt verantwortlich: Bernd E. H. Overhues, Berlin-Westend. Graphische Gestaltung: Dassel, Berlin-Wilmersdorf. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr. Für die Herausgabe und für die Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Deutsche Wehrbuchhandlung Ludwig Zernegg, Wien I, Burgring 1, Fernruf: B 20-400. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Hans-Joachim von Killisch-Horn, Berlin W 30. D.-A. III. 1937: 323 831. Auflage dieser Ausgabe: Über 350 000. Anzeigenberechnung und Rabatt nach Tarif. Z. Zt. ist Preisliste Nr. 4 gültig. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Anzeigenschluß am Mittwoch der Vorwoche des Erscheinungstages. Verlag: „Die Wehrmacht" GmbH., Berlin W 8, Kronenstraße 37, Fernruf: 16 39 18-19. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Satzherstellung: Berliner Börsen-Zeitung, Druckerei und Verlag GmbH., Berlin W 8; Kupfertiefdruck: Otto Elsner K.-G., Berlin S 42. Bei Betriebsstörungen usw. können irgendwelche Ersatzansprüche nicht geltend gemacht werden. Erscheinungsweise: Monatlich zweimal (am ersten und dritten Freitag jeden Monats). Einzelpreis 25 Rpf. Für die Zustellung durch Boten werden 3 Rpf. Bestellgeld erhoben. Postbezugspreis: Monatlich 50 Rpf. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld. Im Ausland kann die Zeitschrift bei der Post bestellt werden.